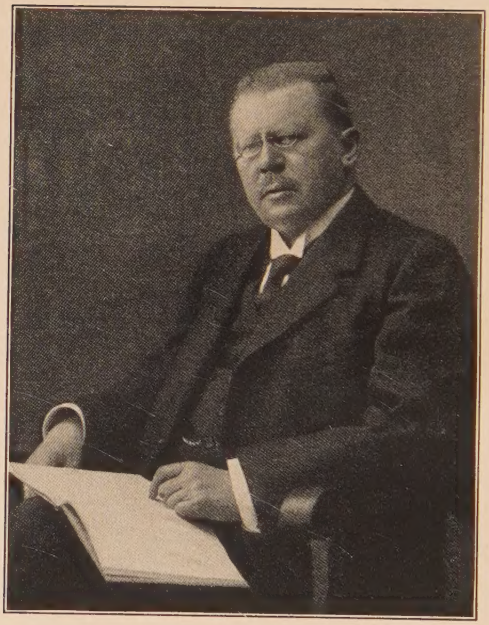
VON PASTOR

KATHOLISCHE REFORMATOREN

HERDER — FREIBURG

L. Nöberger &
Schmitten

CHARAKTERBILDER
KATHOLISCHER REFORMATOREN
DES XVI. JAHRHUNDERTS



LUDWIG FREIHERR VON PASTOR

CHARAKTERBILDER KATHOLISCHER REFORMATOREN DES XVI. JAHRHUNDERTS

IGNATIUS VON LOYOLA
TERESA DE JESÚS
FILIPPO NERI
CARLO BORROMEO

MIT EINEM GEDENKWORT ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG
DES VERFASSERS UND FÜNF BILDERN

Printed in Germany

ALMA COLLEGE
270.04
LIBRARY
P269
Alma, California
23326

FREIBURG IM BREISGAU 1924
HERDER & CO. G.M.B.H. VERLAGSBUCHHANDLUNG

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/charakterbilder0000igna

VERZEICHNIS DER BILDER.

Seite

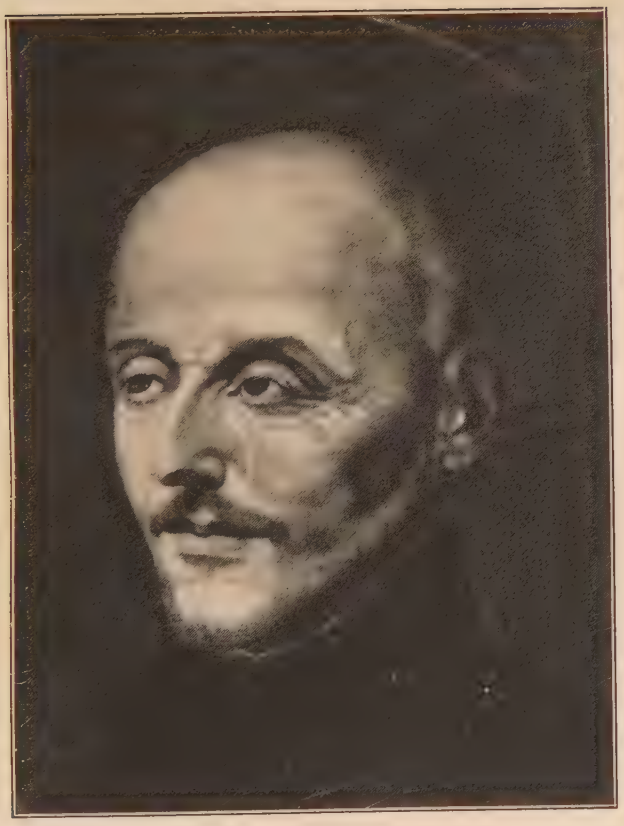
Ludwig Freiherr v. Pastor (Titelbild)

Ignatius von Loyola 1
Gemälde von Alfons Sánchez Coello 1585.

Die hl. Theresia 52
Holzskulptur von Hernández (Valladolid, Museum).

Der hl. Philipp Neri 78
Büste von Domenico Guidi (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum).

Der hl. Karl Borromäus 104
Gemälde von Figino in der Ambrosian. Bibliothek zu Mailand.



IGNATIUS VON LOYOLA

Gemälde von Alfons Sánchez Coello 1585.

IGNATIUS von LOYOLA

ALS die Verweltlichung der kirchlichen Verhältnisse in Italien sich ihrem Höhepunkt näherte und mit dem Spanier Alexander VI. die Verdorbenheit der Renaissance auch den Heiligen Stuhl schändete, wurde gerade in Spanien der Mann geboren, der durch eine unvergleichlich universelle Wirksamkeit mächtiger als irgend ein anderer dazu beitragen sollte, die Kirche zu reinigen und ihre schweren Verluste durch neue Eroberungen wett zu machen: Ignatius von Loyola.

Die Familie Loyola gehörte zu dem alten Kleinadel des schönen Baskenlandes. Dort, in der Provinz Guipuzcoa, liegt weltabgeschieden in herrlicher Bergeinsamkeit westlich von dem Städtchen Azpeitia an der Straße nach Azcoitia die Stammburg des Geschlechtes, die sich in nichts von den übrigen Sitzen des baskischen Landadels unterscheidet. Der kleine Bau mit seinen dicken Mauern ist nur zwei Stockwerke hoch; über dem Eingang bemerkt man das steinerne Wappenschild der Loyola. In diesem durch die Pietät der Nachwelt unversehrt erhaltenen Gebäude erblickte im Anfang der neunziger Jahre des 15. Jahrhunderts Iñigo, der sich später Ignatius nannte, das Licht der Welt. Nach der in dem einsamen Tale verlebten Kinderzeit kam er noch sehr jung in die Obhut eines Freundes seiner Familie, des Großschatzmeisters Ferdinands des Katholischen, Juan

Velasquez, der bald in Arévalo, bald am Königshofe sich aufhielt. Ignatius' Schulbildung beschränkte sich, dem Brauche der Zeit gemäß, auf Lesen und Schreiben. Nach des Velasquez Tode nahm er bei dem Herzog von Najera, Vizekönig von Navarra, Kriegsdienste. Er lebte als echtes Kind des Rittertums, wie es damals in Spanien bestand, erfüllt vom Geiste des katholischen Glaubens, den es in Jahrhunderte währenden Kriegen wider die Mauren verteidigt hatte: schlagfertig, kampfeslustig, hochherzig, im übrigen aber nicht eben heilig. Juan de Polanco, der später jahrelang an Ignatius' Seite geweilt hat, berichtet, dieser sei in seinen jungen Jahren dem Spiele ergeben gewesen und habe seine Liebesabenteuer gehabt.

Da trat ein Wendepunkt ein. Ignatius' Leben sollte eine Richtung erhalten, daß aus dem weltlichen Kriegsmann ein streitbarer Verteidiger der Kirche und des Heiligen Stuhles und der Gründer eines Priesterordens wurde.

Als im Mai 1521 die Franzosen Pamplona belagerten, war Ignatius dafür, die Feste um jeden Preis zu halten. Sie fiel erst, als der tapfere Ritter durch eine Kanonenkugel schwer am Bein verwundet worden war. Man brachte den Verletzten nach seinem Heimatschloß. Dort stellte sich heraus, daß man das Bein schlecht eingerichtet hatte: es mußte nochmals gebrochen werden. Ignatius gab den schrecklichen Schmerz durch nichts anderes zu erkennen als durch ein kräftiges Ballen der Fäuste. Die Heilung schritt nur sehr langsam voran. Um sich die Zeit zu vertreiben, verlangte der Kranke Ritterromane. Da im Hause keiner zu finden war, gab man ihm eine spanische Lebensbeschreibung der Heiligen und die spanische Übertragung jenes großen ‚Lebens Christi', das der Kartäuser Ludolf von Sachsen aus den Evangelien und den Schriften der Väter zusammengestellt hatte. Ignatius las und erwog die heiligen Geschichten, die hier erzählt wurden. Dann freilich kamen ihm wieder weltliche Gedanken. Zwei, drei, vier Stunden, berichtet er, habe er sich vorgestellt, welche Waffentaten er im Dienste einer Dame ausführen wollte. Diese Dame war jedoch, wie er gestand, ‚keine von gewöhnlichem Adel, keine Gräfin, keine Herzogin; sie war von höherem Range'.

Es kamen aber auch Stunden, wo er wieder in den Geschichten der Heiligen las. ‚Wie, wenn ich ein Leben führen würde gleich St. Franziskus und St. Dominikus?‘ fragte er sich.

So wechselten Stimmung und Pläne. Dabei machte er eine Wahrnehmung: die weltlichen Gedanken ergötzten ihn zwar, doch ließen sie schließlich Trockenheit und Mißmut in seiner Seele zurück; wenn er sich aber vornahm, das strenge Leben der Heiligen nachzuahmen, fühlte er nicht nur in den Vorsätzen selber Trost, sondern er blieb auch hernach zufrieden und heiter. Er achtete allmählich immer mehr auf diesen Unterschied und erkannte, daß die einen Regungen vom bösen Geiste, die andern vom guten kamen.

Zuletzt siegten die religiösen Gedanken und erfüllten bald ganz seine Seele. Er entschloß sich, aus einem weltlichen Ritter ein Gottesstreiter zu werden. Um sich in seinem Vorhaben zu bestärken, trug er, als die Kräfte es erlaubten, mit zierlichen Buchstaben in ein Heft einen Auszug aus Ludolfs ‚Leben Christi‘ ein; auch hatte er schon damals, wie Laynez versichert, besondere Andacht zur Mutter des Heilandes.

Endlich genesen, riß er sich los von den Seinen, entschlossen, die Großtaten der Heiligen nachzuahmen. Er pilgerte nach dem heiligen Berg der Katalonier zu Unsrer Lieben Frau von Montserrat. Dort, in ernster Felsenwildnis, schloß er, von bitterem Reueschmerz erschüttert, in dreitägiger Lebensbeichte bei einem Benediktiner mit seiner Vergangenheit ab. In der Nacht auf Mariä Verkündigung hielt er vor dem uralten Gnadenbilde der Gottesmutter in der Klosterkirche nach Ritterbrauch seine Ehrenwache; er trug ein rauhes Bußgewand, hatte einen Strick um die Lenden und einen Pilgerstab in der Hand; Schwert und Dolch ließ er beim Altare aufhängen, die Rittertracht schenkte er einem Bettler.

Um nicht gekannt, sondern ganz verborgen zu sein, lenkte er nun seine Schritte nach dem nahe gelegenen Städtchen Manresa, wo er Aufnahme im Hospital fand. Der geistlichen Dinge war er noch sehr unkundig; die äußerlichen Bußwerke schienen ihm das einzige Maß der Heiligkeit.

Dementsprechend lebte er in der strengsten Weise: er bettelte sich sein Brot, fastete die ganze Woche, außer am Sonntag, geißelte sich täglich dreimal; jede Woche empfing er die Sakramente der Buße und des Altars; täglich wohnte er dem Hochamt und der Vesper bei; jede Nacht erhob er sich zum Gebete; sieben Stunden lag er täglich auf den Knieen. Eine schwer zugängliche Höhle bei der Stadt bildete einen Hauptschauplatz seiner Gebete und Bußübungen. Kein Wunder, daß Ignatius gegen Ende des Jahres ernstlich erkrankte. Fromme Frauen aus höheren Ständen nahmen sich seiner an. Er entschloß sich, die Wohnung zu wechseln und in Kleidung und Kost sich der gewöhnlichen Lebensweise zu nähern. Seine Seele hatte sich in den ersten vier Monaten fast ungetrübter Heiterkeit erfreut; dann aber folgten die heftigsten Ängste und heißesten Kämpfe. Einmal beschloß er, so lange nichts mehr zu essen und zu trinken, bis er Ruhe fände; er hielt es eine ganze Woche aus, und nur der Befehl seines Beichtvaters vermochte ihn dazu, endlich Nahrung zu nehmen. Sein Seelenführer beruhigte ihn auch, als er schon gebeichtete Sünden immer wieder beichten wollte. Der Friede kehrte zurück, das Herz frohlockte in Gott.

Es folgten große Erleuchtungen. Gott behandelte ihn, wie Ignatius selbst sich ausdrückt, ‚genau so, wie ein Schulmeister ein Kind behandelt, das er unterrichtet‘; er verlieh ihm die Gabe des beschaulichen Gebetes. Oftmals, so beteuerte er später, ‚dachte er bei sich: wenn es auch keine Heilige Schrift gäbe, welche die Glaubenswahrheiten uns lehrt, er wäre dennoch entschlossen, für sie das Leben hinzugeben, einzig auf das hin, was er geschaut‘. Seinem Herzensfreunde Laynez erzählte Ignatius aus den Tagen von Manresa, er habe einmal in der Nähe der Stadt während einer Stunde mehr gelernt, als alle Gelehrten der Welt ihn hätten lehren können. Das war am Flusse Cardoner; Ignatius hatte sich ans Ufer gesetzt und blickte in die Wellen. Viele der damals erhaltenen Erkenntnisse schwebten ihm später bei seiner Ordensgründung vor. In diesem Sinne kann man sagen, Manresa sei die Geburtsstätte der Gesellschaft Jesu gewesen. Daß aber Ignatius schon zu jener

Zeit bestimmt und klar erkannt habe, er solle einen solchen Orden gründen, ist eine spätere Überlieferung, die sich nicht festhalten läßt. Wie die neuesten Quellenveröffentlichungen zeigen, haben Ignatius und seine Vertrauten sich ganz anders ausgesprochen.

Bereits in Manresa leitete Ignatius viele zur Lebensänderung an, indem er ihnen ‚geistliche Übungen' gab. So entstand ein Büchlein, das überaus kurz und gedrängt, einfach und verstandesgemäß geschrieben ist und zu den merkwürdigsten Schriften der Welt gehört: das Exerzitienbuch. Nicht daß es in einem Zug wäre niedergeschrieben worden: Ignatius selbst sagte zu Gonçalvez auf dessen Fragen: ‚Der Pilger' — so wird Ignatius in seinen Selbstbekenntnissen genannt — ‚beobachtete in seiner Seele jetzt dies, dann jenes und fand es nutzbringend; da dachte er, es könnte auch andern nützlich sein, und so schrieb er es auf.' Insbesondere gab Ignatius zu verstehen, die Anweisungen über die Berufswahl und über die Beschlußfassung in wichtigen Fragen stammten aus der Zeit seiner schweren Krankheit zu Loyola. Die Regeln über die Pflege des kirchlichen Sinnes hat er erst nach Jahren, in Frankreich oder in Italien, beigefügt. Aber schon 1547 sprach Laynez sich dahin aus, Ignatius habe die Exerzitien der Hauptsache nach zum ersten Male in Manresa gemacht. Dort hat er allen Anzeichen nach auch den ersten Entwurf niedergeschrieben.

Das Buch der geistlichen Übungen fordert eine nähere Beleuchtung. Es zerfällt dem Gegenstand nach in vier ‚Wochen'; doch kann jede nach Bedürfnis verkürzt oder verlängert werden. Die unentbehrliche Grundlage des Ganzen bilden das Ziel und Ende des Menschen. ‚Der Mensch ist zu dem Zwecke erschaffen, daß er Gott, seinen Herrn, lobe, ihm Ehrfurcht erweise, ihm diene und dadurch seine Seele rette. Was es sonst auf Erden gibt, ist um des Menschen willen erschaffen; es soll ihm behilflich sein zur Erlangung seines Zieles. Daraus folgt, daß der Mensch es so weit benützen muß, als es ihm zu seinem Ziele hilft, und so weit davon lassen muß, als es ihn daran hindert.' Tut er dies nicht, so sündigt er. Die Betrachtungen und sonstigen Übungen der ersten Woche erwecken Abscheu

gegen die Sünde und Entsetzen vor ihren Folgen. Die Seele reinigt sich durch die Beichte: sie bricht die Fesseln, erlangt die wahre Freiheit der Kinder Gottes und strebt mit voller Kraft ihrem Schöpfer zu. Der Weg kann für niemand ein anderer sein als die Nachfolge Christi; sie war für Ignatius das Ideal seines Lebens, dem er mit der ihm eigenen Klarheit und Willenskraft nachstrebte.

In der ersten Betrachtung der zweiten Woche tritt Christus auf als gottgesandter, himmlischer König; er will in allen Herzen herrschen und darum sein geistiges Reich auf die ganze Welt ausdehnen; er fordert alle zur Heerfolge auf und stellt sich an die Spitze seiner Getreuen. Eine edle Seele schließt sich ihm aufs engste an. An der Hand der Evangelisten begleitet nun der Betrachtende den Heiland durch sein ganzes Leben, immer wieder den himmlischen Vater bittend, daß er ihm die Gnade gebe, den Erlöser mehr zu erkennen, mehr zu lieben und ihm getreuer nachzuahmen. Hier ist auch die rechte Zeit für die Berufswahl. Das Exerzitienbuch bietet eine eingehende und weise Anleitung zur Behandlung dieser hochwichtigen Frage; sie kann zugleich als Leitstern für jede wichtige Entschließung des Lebens dienen, sei sie in oder außerhalb der Exerzitien zu fassen. Jetzt, in den Exerzitien, sollen alle, die keine Berufswahl mehr zu treffen haben, ‚sich reformieren' in ihrem Stande. Daß damit nicht bloß der Ordens- und der Priesterstand gemeint sind, daß Gott auch zum ehelichen Leben, zu Macht und Reichtum beruft, gibt Ignatius deutlich zu erkennen.

Je nach seinem Beruf und Stand soll der Mensch durch lebendigen Glauben und werktätige Liebe mitarbeiten am Reiche Christi. Das ist der Exerzitien letztes Ziel. Um es zu erreichen, zeigt die Betrachtung ‚von zwei Fahnen', der Fahne Luzifers und der Fahne Christi, überaus anschaulich die verderblichen Grundsätze des bösen Geistes und die Grundsätze der christlichen Vollkommenheit, wie der Heiland sie lehrt. Den gleichen Zweck, kräftige Entschlüsse hervorzurufen, verfolgen zwei andere Erwägungen: die von den ‚drei Menschenklassen' und die von den ‚drei Graden der Demut'. Die dritte Woche, dem Leiden des

Herrn gewidmet, festigt die Abkehr vom Bösen und die heilsamen Vorsätze; die vierte begeistert für den auferstandenen, verklärten Gottessohn.

Zwischen diesen Betrachtungen sind verschiedene Ratschläge und Lebensregeln eingeschoben, die, ähnlich wie die Wahlvorschriften, nicht bloß für die Zeit der Übungen, sondern fürs ganze Leben gelten: so die Regeln ‚über die Unterscheidung der Geister', über die Skrupel, die rechte Verwendung der Einkünfte, das Maßhalten in Speise, Trank und Schlaf, über die Betrachtung, die Gewissenserforschung und andere Gebetsweisen, über die Pflege des kirchlichen Sinnes. Besonders diese letzteren sind Goldes wert. An ihrer Spitze steht der Grundsatz: ‚Wir müssen mit Verzicht auf unser eigenes Urteil von Herzen bereit sein, in allem der wahren Braut Christi zu gehorchen, und diese Braut ist die heilige Mutter, die Kirche.' Wir sollen, heißt es weiter, die häufige Beichte und Kommunion und das häufige Anhören der heiligen Messe empfehlen, dann auch das Chorgebet, die Ordensgelübde, die Verehrung der heiligen Reliquien, das Wallfahren, die Ablässe, die kirchlichen Fasten- und Abstinenzgebote, die Übungen der Buße, und zwar nicht bloß die innerlichen, sondern auch die äußerlichen. Loben sollen wir es ferner, daß man Kirchen baut und ausschmückt, und daß man die Heiligenbilder verehrt. Überhaupt sollen wir alle Satzungen der Kirche loben und immer für die Kirche einstehen, niemals gegen sie auftreten, und mehr dahin neigen, daß wir die Anordnungen und das Verhalten unsrer Vorgesetzten loben, als daß wir sie tadeln, selbst wenn die Personen auch nicht immer lobenswert seien; ‚denn würde man in Predigten oder beim gemeinen Volke dagegen sich auslassen, so würde mehr Murren und Anstoß als Nutzen daraus erwachsen'. Von der Vorherbestimmung des Menschen, dem Glauben, der Gnade soll man nicht in Ausdrücken sprechen, daß bei den Gläubigen der Eifer für die guten Werke erkalte. Die heiligen Väter soll man fleißig lesen, aber dabei die Lehrer der Scholastik nicht geringschätzen. In den stärksten Ausdrücken betont Ignatius die Pflicht, den Verstand unbedingt dem Urteil der von dem Heiligen Geiste geleiteten Kirche zu unter-

werfen. Den Schluß der geistlichen Übungen bildet die Betrachtung von der göttlichen Liebe; sie klingt aus in ein ergreifendes Gebet vollendeter Hingabe an Gott.

Wer nur eine rein natürliche Welt kennt, die Kraft des Gebetes nicht zu schätzen weiß, mit dem Eingreifen der Gnade nicht rechnet, kann weder des Buches Sinn vollständig verstehen noch seine Wirkungen erklären. Überdies wollen die Exerzitien gemacht, nicht bloß gelesen sein. Man hat als ihren Zweck jene völlige Seelenruhe bezeichnet, die in der Vernichtung des persönlichen Willens, in der Willenlosigkeit bestehe. Mit Recht hat dagegen neuestens ein nichtkatholischer Gelehrter hervorgehoben, erfahrungsgemäß hätten die Exerzitien denen, die sie gemacht und noch immer machen, ‚sittliche Kräfte gegeben, die sie vordem nicht besaßen'; nicht eine Minderung der Persönlichkeit sei die Wirkung der Exerzitien, sondern eine Mehrung und Stärkung; sie seien ein Meisterwerk ‚einer klugen Pädagogik'.

Ignatius selbst nennt sein Werk ‚Geistliche Übungen, darauf hinzielend, daß man sich selbst überwinde und sein Leben ordne, ohne sich durch irgend welche ungeregelte Neigung bestimmen zu lassen'. Das Gebet ist ihm also hier nicht Selbstzweck; er will nicht bloß das Gebet als solches lehren, er bietet vielmehr eine Auswahl von Erwägungen, Lesungen, mündlichen Gebeten, Erforschungen, Bußübungen, die in bestimmter Reihenfolge und Verkettung darauf hinzielen, daß, wie es im Buche selbst heißt, ‚der Mensch von allen ungeordneten Neigungen sich losreiße, und nachdem er das getan, den Willen Gottes suche und finde und demgemäß das Leben einrichte zum Heile seiner Seele'. Durch reichlicheres Gebet und durch Werke der geistigen und leiblichen Buße sucht man des Himmels Gnade zu erlangen; mit dieser Gnade wirkt, unter Leitung eines kundigen Seelenführers, der ganze Mensch mit. Das Gedächtnis, unterstützt von der Einbildungskraft, führt die Lehren und Tatsachen der Offenbarung, besonders der Heiligen Schrift, vor die Seele. Dem Innern entspricht das Äußere. An die Stelle der Alltagsarbeit sind Einsamkeit und Stillschweigen getreten. Doch das alles ist eigentlich nur ein Mittel zum

Zweck; die Haupttätigkeit kommt dem Verstand und dem Willen zu. Die Wahrheiten des Glaubens werden ruhig erwogen und auf das eigene Tun und Lassen angewendet. Vernünftiges Nachdenken, selbständiges Überlegen, auf das einzelne eingehende hochherzige Entschlüsse, das ist es, was Ignatius verlangt. ‚Was habe ich getan für Christus? Was tue ich für Christus? Was will ich tun für Christus?' Furcht und Scham, Bewunderung und Dankbarkeit, Vertrauen, Großmut und begeisterte Liebe sollen hervorgerufen, das ganze Gemüt soll ergriffen werden. Daß diese Ergriffenheit nicht in krankhafte Erregtheit ausarte, der Eifer sich nicht überstürze, das ist des Exerzitienmeisters Sorge; er muß vor unüberlegten Gelübden warnen, muß verhüten, daß durch die Bußstrenge die Gesundheit Schaden leide, darf das Ordensleben, so heilig es auch ist, während der Exerzitien nicht empfehlen; hier soll er ‚den Schöpfer mit seinem Geschöpf und das Geschöpf mit seinem Schöpfer ohne Mittelsperson verhandeln lassen'.

Man hat emsig den schriftstellerischen Quellen nachgespürt, aus denen die ‚Geistlichen Übungen' wohl geflossen seien. In der Vorrede, die im Jahre 1548 dem ersten Druck der Exerzitien vorausgeschickt wurde, heißt es, der Verfasser habe sie nicht so sehr aus Büchern geschöpft als aus göttlicher Erleuchtung, er habe sie den eigenen inneren Erlebnissen sowie den Erfahrungen entnommen, die er bei der geistlichen Leitung anderer gemacht. Wahrscheinlich bekam Ignatius schon in Montserrat das ‚Ejercitatorio de la vida espiritual' zur Hand, welches García de Cisneros, Neffe des Kardinals Ximenez und erster Abt des reformierten Benediktinerklosters Montserrat, zum Gebrauch für Ordensleute verfaßte und 1500 zu Montserrat selbst drucken ließ. Aus ihm mag er den Titel seines Buches und gar manche Einzelheiten entnommen haben. Die meisten davon hat übrigens allem Anscheine nach Cisneros seinerseits den Schriften zweier niederländischen ‚Brüder des gemeinsamen Lebens', Gerard Zerbolts van Zutphen und Jan Mombaers, entlehnt, und diese wiederum sind von Bonaventura und andern beeinflußt worden. Einiges stammt aus der Nachfolge Christi des Thomas von Kempen und aus Ludolfs

von Sachsen ‚Leben des Heilandes'. Die Betrachtung ‚von zwei Fahnen' findet sich teilweise schon in einer mittelalterlichen Predigt, die man dem hl. Bernhard zuschreibt. Die Lehre von den drei Stufen der Demut zeigt auffallende Verwandtschaft mit dem, was Savonarola hierüber bemerkt.

Aber das sind nur einzelne Steine. Der Bau als Ganzes ist ein streng einheitliches Kunstwerk von neuer, durchaus eigentümlicher Art. Insbesondere hat für jene Gebetsweise, die man in engerem Sinne Betrachtung nennt, niemand von den Älteren so gründlichen Unterricht erteilt wie Ignatius. Sie ist weit entfernt von aller Schwärmerei, sie entspricht ganz der Vernunft und dem Glauben, ist erlernbar, wird zur Schule des Lebens.

Es bleibt immer eine denkwürdige Erscheinung, daß ein Kriegsmann, der nichts als Lesen und Schreiben gelernt, der eben erst einem sehr weltlichen Treiben den Abschied gegeben, ein geistliches Buch von solcher Innigkeit, Klarheit, Tiefe und Kraft verfassen konnte. Ignatius selbst und seine ersten Schüler erblickten darin ein besonderes Walten des göttlichen Geistes.

Papst Paul III. übergab das Buch drei Theologen zur Untersuchung. Diese hatten volle Freiheit, zu streichen und zu verbessern; sie billigten es, ohne auch nur ein Wort zu ändern. Auf Bitten des Herzogs von Gandia, Franz von Borja, erließ Paul III. am 31. Juli 1548 ein Breve, worin er erklärte, diese Exerzitien seien voll der Frömmigkeit und Heiligkeit; sie hätten sehr viel beigetragen zu den großen Erfolgen, welche Ignatius und seine Stiftung errungen; er billige und lobe sie in allen ihren Teilen und ermahne dringend alle Gläubigen, sie möchten aus ihnen Nutzen ziehen.

Ignatius verlangte, daß durch die Exerzitien der Geist seines Ordens den Novizen eingeprägt werde. ‚Das sind unsre Waffen', pflegte er zu sagen; er wollte nicht, daß man in der Gesellschaft Jesu eine andere Gebetsweise befolge. Durch die Exerzitien wurde ihm 1543 auch der erste Deutsche zugeführt: Petrus Canisius, damals ein junger Mann von 22 Jahren. Über die geistlichen Übungen schrieb

Canisius aus Mainz an einen Freund: Da lernte ich ‚im Geiste und in der Wahrheit beten; ich fühlte sozusagen frische Kraft in mir, und diese strömte von der Seele selbst auf den Körper über; ich wurde ganz und gar in einen neuen Menschen umgewandelt'.

Die Gesellschaft Jesu hat zu allen Zeiten in den Exerzitien, besonders in den Betrachtungen vom Reiche Christi und von den zwei Fahnen, das Vorbild ihres Wesens gesehen.

Die Kraft der geistlichen Übungen wurde bald auch außerhalb des Ordens gefühlt; so von den großen Geisteslehrern und Heiligen jener Zeit: Ludwig von Granada, Johannes von Ávila, Ludwig Blosius aus dem Orden des hl. Benediktus. Gerhard Kalckbrenner, Prior der Kölner Kartause, schrieb am 31. Mai 1543 an einen Ordensgenossen: ‚Einen solchen Schatz müßte man suchen, und hätte man bis nach Indien zu gehen.' Der scholastische Theolog Johannes Cochläus freute sich, daß es jetzt ‚endlich einmal auch Lehrer für das Herz gebe'. Dietrich van Heeze, der des Papstes Adrian VI. Geheimschreiber und Beichtvater gewesen, versicherte im Jahre 1543, er habe durch die Exerzitien so viel gewonnen, daß er es nicht hergeben wollte, wenn man die ganze Welt ihm dafür böte. Auch der hl. Franz von Sales empfahl die geistlichen Übungen, und der hl. Karl Borromäus führte sie bei der Geistlichkeit der Mailänder Kirchenprovinz ein.

Alle Orden haben den Brauch angenommen, zu bestimmten Zeiten die geistlichen Exerzitien zu machen. Das Exerzitienbüchlein Loyolas, sagt ein neuzeitlicher Geschichtschreiber, hat ‚auf das Geistesleben seines Ordens und der katholischen Geistlichkeit überhaupt einen mächtig bestimmenden Einfluß ausgeübt'. Er hätte beifügen müssen, daß es seine umgestaltende, heilige Macht auch bei Laien der verschiedensten Stände bewährt hat und noch immer bewährt.

Ignatius blieb ungefähr ein Jahr in Manresa. Dann trieb ihn, den Mann der Tat, sein Eifer wieder in die Welt. Er machte sich auf nach dem Lande, das so oft das Ziel der mittelalterlichen Kreuzfahrer gewesen: nach Palästina. Im ärmsten Pilgerkleide fuhr er von Barcelona nach Gaeta

und zog von dort nach Rom. Am Palmsonntag dem 29. März 1523 betrat er zum ersten Mal den Boden der Ewigen Stadt; er blieb vierzehn Tage und empfing den Segen des Papstes Adrian VI. Hierauf ging er, seinen Unterhalt erbettelnd, nach Venedig, wo er sich nach dem Heiligen Lande einschiffte.

In Jerusalem floß seine Seele über von himmlischen Tröstungen; er hätte gern sein ganzes Leben als Missionär unter den Mohammedanern dort zugebracht, aber der Provinzial der Franziskaner befahl ihm mit Berufung auf päpstliche Anordnung unter Kirchenbann die Heimkehr. Der Pilger erkannte darin den Willen Gottes. Als Bettler, wie er weggegangen, kam er nach Barcelona zurück.

Was sollte er nun tun? Er dachte daran, in ein Kloster einzutreten; doch zog er es schließlich vor, in freiem Eifer für Gottes Ehre zu wirken. Zuallererst, das war ihm klar, mußte er sich wissenschaftliche Bildung erwerben. So setzte sich der dreißigjährige Mann zwei Jahre lang zu Barcelona mit kleinen Knaben auf die Schulbank und lernte Latein. Zwei fromme Frauen, Isabel Roser und Inés Pascual, verschafften ihm Speise und Trank. Der höheren Studien halber ging er dann an die Universitäten von Alcalá und Salamanca. In allen drei Städten gab er auch Exerzitien und übte andere Werke der Nächstenliebe. Die Jünger, die sich ihm angeschlossen, waren alle gleichmäßig in grobes, bräunliches Tuch gekleidet, was ihnen beim Volke den Namen ‚Los ensayalados' (die Grobkutten) eintrug. Viele fromme Seelen, besonders Frauen, suchten bei Ignatius geistliche Belehrung und Beruhigung. Die Studien litten dabei Schaden, auch mußte Aufsehen entstehen. Ignatius geriet in Verdacht, ein Sendling jener schwarmgeisterischen ‚Alumbrados' (Erleuchtete) zu sein, die unter dem Vorwand unmittelbarer göttlicher Eingebungen verderbliche Irrtümer im Lande aussäten. Er wurde verhaftet. Zu Alcalá war er 42 Tage im Gefängnis, zu Salamanca 22. Auf einen Anwalt verzichtete er. Das Urteil der kirchlichen Behörden lautete in beiden Städten auf Unschuld. Ignatius konnte später dem König Johann III. von Portugal beteuern, er habe niemals mit Alumbrados verkehrt oder solche gekannt.

Doch jetzt zog es ihn nach der Stätte, die immer noch, wie vor Jahrhunderten, als Mittelpunkt christlicher Wissenschaft galt: nach der Sorbonne zu Paris. Am 2. Februar 1528 langte er dort an. Sieben Jahre vergingen nun in ernster wissenschaftlicher Arbeit. Nach dreieinhalb Jahren philosophischen Studiums erlangte Ignatius die Magisterwürde; daran schloß sich die Beschäftigung mit der Theologie. Um Almosen für seinen Unterhalt zu sammeln, erschien er während der Ferien öfters in Antwerpen und Brügge, einmal auch in London.

In Paris wurde Ignatius wiederum als geheimer Ketzer verdächtigt; aber die Inquisitoren Matthäus Ori und Thomas Laurentius, beide aus dem Dominikanerorden, stellten seine Unschuld fest. Laurentius fertigte für ihn und seine Gefährten amtlich ein sehr ehrenvolles Zeugnis aus; am Exerzitienbuch fand er so viel Gefallen, daß er sich eine Abschrift erbat.

Die Genossen, die Ignatius in Spanien gesammelt, verließen ihn wieder; dafür fand er in Paris an der Sorbonne Gefährten, die sich nie mehr von ihm trennten. Der erste war der kindlich fromme, wißbegierige Savoyarde Pierre Le Fèvre, gewöhnlich Peter Faber genannt, einer seiner Haus- und Zimmergenossen im Barbarakolleg. Im nämlichen Hause wohnte auch ein junger navarresischer Edelmann von glänzenden Geistesgaben und weitausschauenden Plänen: es war Franz Xaver. Ignatius gewann das Herz des jungen Professors und brachte ihn vom Verkehr mit Genossen ab, die innerlich mit der Kirchenlehre zerfallen waren. Schließlich machte Franz die Exerzitien und legte seine ganze Seele in die Hand seines Freundes. Zum gleichen Entschluß gelangten durch die Exerzitien die Spanier Diego Laynez und Alfonso Salmeron; an sie reihten sich der Portugiese Simon Rodriguez, der Spanier Nicolás Bobadilla, der Savoyarde Claude Le Jay, die Franzosen Pascal Broet und Jean Codure. Sie hatten fast alle bereits den philosophischen Doktorhut errungen.

Am Feste Mariä Himmelfahrt dem 15. August 1534 geschah jener wichtige Schritt, den man oft als die Grundsteinlegung der Gesellschaft Jesu bezeichnet hat: Ignatius

und sechs seiner ersten Genossen — Le Jay, Broet und Codure waren noch nicht beigetreten — wanderten zur Stadt hinaus nach dem Montmartre, an dessen Abhang die stille, den Benediktinerinnen gehörige Dionysiuskapelle lag. Peter Faber, der einzige Priester unter ihnen, brachte das Meßopfer dar. Während der Feier gelobte jeder einzelne vor dem Sakrament, Armut und vollkommene Keuschheit zu beobachten, nach Jerusalem zu pilgern und darauf am Heile der Seelen zu arbeiten. Doch wollten sie, solange sie studierten, ihr Vermögen behalten. Der Pilgerfahrt halber gedachten sie nach Venedig zu gehen und dort ein Jahr lang auf Schiffsgelegenheit zu warten; sollte sich keine bieten, so verpflichteten sie sich, dem Papst sich zu Füßen zu werfen und ihm ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen. Die nächsten zwei Jahre sahen am selben Tage die gleiche Feier; es nahmen nun, wenigstens im Jahre 1536, auch die drei neu Beigetretenen teil.

Unterdessen war Ignatius genötigt worden, zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit auf einige Zeit in die Heimat zu gehen. Von da begab er sich nach Venedig. Unter denen, die hier die geistlichen Übungen bei ihm machten, befanden sich Pietro Contarini und Gasparo de Doctis, Auditor des päpstlichen Nuntius Girolamo Veralló. Die Verleumdung verfolgte den seeleneifrigen Mann auch in die Stadt der Lagunen. Es kam so weit, daß man ein Gerichtsverfahren einleitete. Der Spruch fiel aber zu Gunsten von Ignatius aus. De Doctis spendete seiner Lehre und seinem Leben hohe Anerkennung.

Ignatius war als der erste der zehn Genossen in Venedig eingetroffen. Franz Xaver und die andern acht folgten im Winter des Jahres 1536 zu Fuß von Paris nach, einen Lederranzen mit der Bibel, dem Brevier und den Kollegienheften auf dem Rücken, den Rosenkranz um den Hals. In Venedig blieben sie zweieinhalb Monate; ihre Tätigkeit bestand in leiblichen und geistlichen Diensten, die sie den Kranken der Spitäler leisteten. Dann begaben sie sich nach Rom, um den Segen des Papstes für die Kreuzfahrt zu gewinnen.

Nur Ignatius war zurückgeblieben. Er fürchtete zwei Männer in Rom: den Kardinal Carafa, mit dem er kurz zu-

vor in Venedig ernste Meinungsverschiedenheiten gehabt, und Peter Ortiz, kaiserlichen Bevollmächtigten beim Papst, der ehedem als Lehrer der Pariser Hochschule ihm gram gewesen war. Doch siehe, es war gerade Ortiz, der die Fremden dem Papste warm empfahl. Paul III. ließ die Pariser Theologen, während er seine Mahlzeit hielt, mit vielen römischen Doktoren disputieren. Nach der Tafel hieß er sie vor sich kommen, breitete die Arme aus und sagte ihnen, er freue sich sehr, so viel Gelehrsamkeit mit so viel Bescheidenheit verbunden zu sehen. Er gab ihnen gern die Erlaubnis, nach Jerusalem zu gehen, schenkte zweimal, ohne gebeten zu sein, Reisegeld, bemerkte jedoch, er glaube nicht, daß sie die Heilige Stadt erreichen würden. Auch Kardinal Carafa zeigte sich sehr gnädig.

Die Pilger kehrten nun nach Venedig zurück. Kraft besonderer päpstlicher Bewilligung empfingen dort Ignatius, Franz Xaver und fünf andere die Priesterweihe.

Nunmehr galt es, ein Schiff abzuwarten. Die zehn Genossen verteilten sich für die Zwischenzeit auf verschiedene Städte des Freistaates. Verallo hatte ihnen Gewalt gegeben, zu predigen und beichtzuhören. Aber was viele Jahre zuvor und danach nicht geschah, ereignete sich jetzt: wegen des Krieges zwischen Venedig und der Türkei fuhr das ganze Jahr nicht ein einziges Schiff nach dem Heiligen Lande. So waren Ignatius und seine Gefährten des Wallfahrtsgelübdes ledig, sie mußten sich ihr Jerusalem in Rom suchen. Vorher aber wollten sie an die italienischen Hochschulen gehen, ‚um zu sehen', wie Laynez sich ausdrückt, ‚ob Gott den einen oder andern Studenten zu ihrer Lebensweise berufe'. Da jedoch erhob sich ein Zweifel. In Paris hatte man Iñigos Getreue ‚Iñigisten' genannt. Sie sagten nun: Wenn man uns fragt, zu welcher Genossenschaft wir denn eigentlich gehören, was antworten wir? Sie kamen überein zu sagen, sie gehörten zur Gesellschaft Jesu; die Liebe zu Jesus habe sie vereint, Jesus sei ihr Führer, Jesu Ehre das einzige, für was sie stritten. Echte Diener Christi erkannte denn auch zu Ferrara in den zweien, welche dieser Stadt zugeteilt worden waren, Vittoria Colonna. Die edle Frau unterstützte sie — es waren Le Jay und Rodriguez —,

befragte sie in Gewissenssachen und machte den Herzog Ercole II. auf sie aufmerksam. Ercole hörte einige von ihren Predigten an und beichtete bei Le Jay.

Ignatius selbst ging zusammen mit Faber und Laynez zu Fuß nach Rom, um den andern die Wege zu bereiten. Auf der letzten Station, La Storta, wo Ignatius in dem kleinen Kirchlein betete, wurde seine Seele tief ergriffen: er glaubte Christus zu sehen und von ihm die Worte zu vernehmen: ‚Ich will euch gnädig sein.' Ignatius erzählte dies seinen Begleitern und bemerkte: ‚Ich weiß nicht, was man in Rom mit uns machen wird; vielleicht werden sie uns kreuzigen; aber eines weiß ich sicher: Christus wird uns gnädig sein.' Er fühlte sich durch dieses Gesicht auch sehr befestigt in dem Gedanken, den Namen Jesu auf seine und seiner Genossen Fahne zu schreiben.

Der Empfang an der Kurie war im ganzen kühl. Ignatius sagte, er sehe die Fenster geschlossen. Doch nahm der Papst die Dienste der neuen Vereinigung gerne an. Faber und Laynez mußten an der Sapienza theologische Vorlesungen halten, Ignatius suchte seine geistlichen Übungen einzubürgern. Der kaiserliche Gesandte Peter Ortiz ging mit ihm auf vierzig Tage nach Monte Cassino. Am Schluß der Exerzitien angelangt, kam er sich selbst als ein ganz anderer Mensch vor: er habe in diesen vierzig Tagen, sagte er, eine Philosophie gelernt, von welcher er in den vielen Jahren seiner Lehrtätigkeit zu Paris keine Ahnung gehabt. Auch Kardinal Contarini unterzog sich den geistlichen Übungen unter der Leitung von Ignatius und war so entzückt, daß er das Exerzitienbuch mit eigener Hand abschrieb; er dankte Gott, daß er ihm endlich einen Mann gesandt habe, wie er sich ihn schon lange gewünscht hatte. Ortiz und Contarini wurden große Freunde und Gönner der neuen Gesellschaft.

Die erste Herberge fand Ignatius mit den Seinen in einem Gartenhause am Abhang des Monte Pincio bei S. Trinità de' Monti; Quirino Garzoni, ein römischer Edelmann, hatte es ihnen um Christi willen eingeräumt. Den Unterhalt bettelten sie sich. Doch war das Haus zu entlegen; sie zogen daher um Ostern 1538 in die innere Stadt an eine nicht

weiter bekannte Stelle und mieteten dann noch im selben Jahre von Antonino Frangipani ein geräumiges Gebäude in der Gegend des Kapitols unweit der Torre del Melangolo, das heute noch steht (Palazzo Delfini in der Via Delfini, Nr. 16).

Im Mai des Jahres 1538 waren die zehn Genossen alle zu Rom versammelt. Sie fanden, wie Ignatius nach Spanien schrieb, den Boden arm an guten Früchten, überreich an schlechten. Der Kardinallegat Vincenzo Carafa gab ihnen Vollmacht, das Wort Gottes zu verkünden und die Sakramente zu spenden. Sie begannen in verschiedenen Kirchen und auf öffentlichen Plätzen Predigten und Christenlehre zu halten. Die Römer machten große Augen, als sie Männer die Kanzel besteigen sahen, die kein Mönchsgewand trugen; das war so unerhört, daß viele sagten: ‚Wir haben gemeint, nur Mönche könnten predigen.' Auch das war neu, daß sie nach Ostern predigten: Predigten waren zu Rom nur während des Advents und der vierzigtägigen Fasten gebräuchlich. Ignatius verkündigte das Wort Gottes spanisch in S. Maria di Monserrato. Viele begannen nun auch häufig zu beichten und zu kommunizieren. Das war, erzählt Rodriguez, an manchen Orten Italiens fast ganz außer Übung gekommen; wenn jemand alle acht Tage zum Tische des Herrn ging, wurde er zum Stadtgespräch; man schrieb es als eine seltsame Neuigkeit an auswärtige Freunde.

Die ‚reformierten Priester', wie man Ignatius und seine Genossen nannte, gewannen immer mehr das Vertrauen des Volkes. Bald mußten sie sich sagen: ‚Wäre unsre Zahl auch viermal so groß, wir wären nicht imstande, allen Wünschen Rechnung zu tragen.'

Das waren fröhliche Anfänge; aber schon brach auch das Unwetter los, welches die junge Pflanze zu zerknicken drohte. Paul III. ging im März 1538 nach Nizza, um zwischen Karl V. und Franz I. den Frieden herzustellen. Jetzt hielt der Augustiner Agostino Piemontese den Augenblick für gekommen, die protestantischen Lehren, die er im Herzen trug, in Rom zu verbreiten. Er predigte sie, doch mit Vorsicht. Indessen Loyola und seine Gehilfen durchschauten den Mann. Nachdem sie ihn vergeblich unter vier Augen gemahnt, widerlegten sie ihn von der Kanzel herab. Der

Mönch geriet in Wut, ebenso einige Spanier aus dem Kreise seiner Verehrer. Diese begannen wider die neuen Prediger die schwersten Verdächtigungen auszustreuen. Da sie in weiten Kreisen Glauben fanden, drang Ignatius auf Untersuchung; es war ihm ein leichtes, das Hauptwerkzeug der Verleumdungen, einen Navarresen, Lügen zu strafen und seine Verweisung aus Rom zu erwirken. Die andern gaben jetzt die Erklärung ab, daß sie die Väter für tadellos hielten; damit sollte das Verfahren eingestellt und die Angelegenheit begraben werden; sie gewannen für dieses Auskunftsmittel sowohl den Kardinallegaten wie den Gouverneur der Stadt. Aber für Ignatius und die Seinen war ein gedeihliches Wirken abgeschnitten, wofern nicht von ihrem Namen jeder Flecken getilgt und über die Reinheit ihrer Lehre aller Verdacht behoben wurde. Ignatius bestand daher unerschütterlich auf dem geordneten Gerichtsgange. Er begab sich nach Frascati zu Paul III. und setzte in einer langen Unterredung den Befehl durch, daß die Verhandlung zu Ende geführt und das Urteil in aller Form Rechtens gesprochen werden solle. Das war jedoch nicht leicht zu erreichen; die Gegner besaßen mächtige Verbindungen und waren im Ränkespiel nicht unerfahren. Allein Ignatius kamen jetzt besondere Umstände zustatten. Gerade damals befanden sich in Rom drei von den Richtern, vor denen er einst gestanden: der bischöfliche Vikar von Alcalá, der Pariser Inquisitor Ori und der Auditor des Nuntius von Venedig; diese erhärteten einstimmig seine und seiner Freunde Unschuld. Aus Vicenza, Bologna, Siena, wo die Väter gewirkt hatten, liefen glänzende Zeugnisse ein. Auch Kardinal Contarini und der Herzog von Ferrara nahmen sich der Verfolgten an. Endlich, nachdem der peinliche Handel sich acht Monate hingeschleppt hatte, fällte Benedetto Conversini, Bischof von Bertinoro, als oberster weltlicher und geistlicher Richter in Rom seinen Urteilsspruch: er erklärte alle zehn für vollkommen schuldlos; sämtliche Anklagen gegen sie seien unbegründet gewesen.

Ignatius konnte nun ruhig sein erstes Meßopfer feiern; es geschah am Weihnachtsfest des Jahres 1538 in S. Maria Maggiore.

In demselben Winter 1538/39 bot sich eine neue Gelegenheit, den Römern Liebesdienste zu leisten. In Rom herrschten große Kälte und Hungersnot; die Leute lagen auf offener Straße erstarrt, halb tot. Da zogen die Väter gegen Abend herum, sammelten die Verlassenen auf und brachten sie in den weiten Räumen des Frangipanihofes unter. Dort teilten sie Brot aus, das sie gebettelt, bereiteten Lagerstätten von Streu, erteilten Unterricht im Glauben und im Gebet. Zuweilen hatten sie 200 bis 400 Pfleglinge um sich. Das Beispiel zündete. Kardinäle und andere Große legten Geld zusammen, in den Spitälern der Stadt fanden gegen 3000 Arme und Kranke Verpflegung.

Nachdem wir, erzählt Peter Faber in seinem Gedenkbuch, für schuldlos erklärt worden waren, stellten wir uns Paul III. unbedingt zur Verfügung. Der Papst nahm das Anerbieten mit Freuden an und zeigte sich gewillt, einige Mitglieder des frommen Bundes demnächst in verschiedene Gegenden zu senden. Diese aber faßten zuvor noch wichtige Entschließungen. Ignatius selbst ließ hierüber später durch den Ordenssekretär Polanco den Rektor des Kollegiums von Bologna aufklären, der an einem Bericht über die Gründung der Gesellschaft Jesu arbeitete. Polanco schrieb: ‚Die ersten, die unser Vater Ignatius in Paris um sich sammelte, und er selbst begaben sich nach Italien, nicht um einen Orden zu gründen, sondern um nach Jerusalem zu gehen und bei den Ungläubigen zu predigen und dort zu sterben. Aber sie konnten nicht nach Jerusalem gelangen; daraufhin mußten sie in Italien bleiben; und als dann der Papst sie für den Dienst Gottes und des Apostolischen Stuhles verwendete, da zogen sie die Bildung einer Körperschaft in Erwägung.‘ Noch deutlicher drückte sich Polanco in seinem Leben des Ordensstifters aus: ‚Als sie 1538‘, sagt er, ‚in Rom wieder zusammentrafen, hatten sie sich noch nicht vorgenommen, eine dauernde Vereinigung oder einen Orden zu gründen.‘ Im Jahre 1539 aber, so berichtet später Laynez, ‚gaben wir uns an das Beten, und dann kamen wir zusammen und erwogen unsre Berufsangelegenheit, ein Stück um das andere. Jeder brachte vor, was ihm dafür zu sprechen schien und dawider. An erster Stelle

wurde einmütig beschlossen, wir wollten eine Gesellschaft bilden, die von Bestand wäre und nicht mit unsern Personen zu Ende ginge'.

Sehr geteilt waren anfänglich die Meinungen über die Gehorsamsfrage. Gegen Ignatius hatten sich zwar alle andern fortwährend ehrerbietig und willig gezeigt; das Amt eines Obern aber, dem man in freiwilliger Unterwürfigkeit sich fügte, hatte bei den einzelnen Gruppen von Woche zu Woche, später, als alle in Rom beisammen waren, von Monat zu Monat gewechselt. Sollten sie jetzt zu den Gelübden der Armut und Keuschheit, die sie bereits zu Venedig in die Hände Verallos abgelegt hatten, noch das Gelübde des Gehorsams gegen einen aus ihrer Mitte fügen und sich so zu einem Orden gestalten? Wie aus gleichzeitigen Aufzeichnungen erhellt, wurde darüber ungefähr drei Monate lang unter vielem Gebet und Bußübungen beraten. Endlich stimmten alle für das Gelübde.

Ignatius erhielt den Auftrag, den Grundriß der Ordensverfassung zu entwerfen. Kardinal Contarini, der die Genossen als seine ‚besondern geistlichen Söhne in Christo' ansah, übernahm es, die entworfene Verfassung dem Papste zur Bestätigung zu empfehlen. Paul III. überwies das Schriftstück dem Maestro del Sacro Palazzo, Tommaso Badia aus dem Predigerorden. Nach zweimonatiger Prüfung erklärte dieser, er halte alles für ‚fromm und heilig'. Am 3. September 1539 konnte Contarini aus Tivoli, wo Paul III. sich aufhielt, an Ignatius die Botschaft senden, er habe den Entwurf samt dem Gutachten Badias erhalten. ‚Heute habe ich alle fünf Kapitel dem Papst vorgelesen, dem sie sehr gut gefallen, so daß er sie unter den Ausdrücken des größten Wohlwollens bestätigte.' Aus andern Zeugnissen weiß man, daß der Papst, nachdem er Contarinis Bericht vernommen, ausrief: ‚Da ist der Finger Gottes!' Dann hob er die Hand zum Segen und sprach: ‚Wir segnen das, Wir loben es und heißen es gut.' Kardinal Ghinucci, so bestimmte Paul III., sollte ein entsprechendes Breve oder auch, je nach Ermessen, eine Bulle ausfertigen.

Doch es war noch ein weiter Weg bis zum Erscheinen dieser Urkunde. Der Papst ließ den Entwurf erst noch drei

Kardinälen zur Einsicht vorlegen. Einer von ihnen, der einflußreiche Bartolomeo Guidiccioni, war grundsätzlich gegen jeden neuen Orden; man müsse vielmehr, sagte er, die Zahl der schon vorhandenen auf vier beschränken. Er wollte des Ignatius Entwurf nicht einmal lesen. Aber Loyola verzagte nicht. Er ließ sehr viel beten und gelobte dreitausend Messen lesen zu lassen. Unterdessen liefen günstige Nachrichten von außen ein. Kardinal Ennio Filonardi war voll des Lobes für Faber und Laynez, die er sich vom Papste für seinen Legationsbezirk erbeten hatte. Kardinal Francesco Bandini, Erzbischof von Siena, berichtete über Broet sehr günstig. Plötzlich verlangte Kardinal Guidiccioni den Plan der Gesellschaft zu sehen; er fand hohes Wohlgefallen an ihm, erklärte, hier sei eine Ausnahme zu machen, und trat kräftig für die Bestätigung ein. Die Abfassung der Bulle kam in Fluß.

Das wichtige Aktenstück wurde von Paul III. zu Rom am 27. September 1540 erlassen. Es beginnt mit der Nennung der zehn ersten Genossen; diese hätten ‚auf Antrieb des Heiligen Geistes, wie man annehmen dürfe', die Welt verlassen und sich vereinigt und nun schon mehrere Jahre im Weinberge des Herrn sehr tüchtig gearbeitet. Es folgen die Grundzüge der Ordensverfassung, gewöhnlich ‚Formel des Instituts' der Gesellschaft genannt. Das Wort ‚Societas' ist kriegerisch genommen für eine Truppe, eine Streiterschar, die ‚mit dem Namen Jesu geschmückt ist' und aus Männern besteht, die ‚unter der Fahne des Kreuzes für Gott kämpfen und nur Christus dem Herrn und dem römischen Papst, seinem Stellvertreter auf Erden, dienen wollen'. Als besonderer Ordenszweck ist genannt die Förderung christlichen Denkens und Lebens und die Ausbreitung des Glaubens durch Predigt, geistliche Übungen, Christenlehre, Beichthören und andere Liebeswerke. Zu den gewöhnlichen drei Ordensgelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams tritt ein Gelübde, durch welches die Ordensgenossen sich dem Papst gegenüber auf besondere Weise verpflichten; kraft dieses Gelübdes, wird gesagt, ‚müssen wir, wo es sich um die Förderung des Seelenheiles und die Ausbreitung des Glaubens handelt, jeden Befehl des jetzigen

Papstes und seiner Nachfolger ohne irgend welche Zögerung oder Ausflucht auf der Stelle, soweit es an uns liegt, zur Ausführung bringen, mögen sie uns nun zu den Türken schicken oder zu was immer für andern Ungläubigen, auch in den Gegenden, die man Indien nennt, oder zu irgend welchen Irrgläubigen oder Schismatikern, oder auch zu was immer für Gläubigen'. Als besonders notwendig und fruchtreich wird sodann die Erklärung der Anfangsgründe des Glaubens hervorgehoben. Der Obere, den die Genossen wählen werden, soll die Ämter bestimmen und verteilen. Liegende Güter oder feste Einkünfte soll weder der einzelne noch die Gesamtheit besitzen, ausgenommen die Kollegien, die zur Heranbildung der jungen Ordensmänner bestimmt sind; deren geistliche Zucht und wissenschaftliche Schulung ist ganz der Gesellschaft überlassen. Die kirchlichen Tagzeiten sollen die Ordensglieder jeder für sich, nicht gemeinsam, beten. Der Papst bestätigt diese ganze Ordenseinrichtung, nimmt die Mitglieder unter seinen und des Apostolischen Stuhles besondern Schutz und erlaubt ihnen, daß sie mehr ins einzelne gehende Satzungen verfassen. Jedoch soll die Zahl der Ordensgenossen auf sechzig beschränkt sein.

Ignatius war sehr zufrieden, vorläufig so viel erreicht zu haben, und erging sich in Worten warmen Dankes über Kardinal Contarini; aber auch dem Kardinal Guidiccioni erwiesen er und die Seinen sich überaus erkenntlich.

Im April des Jahres 1541 wurde Ignatius mit allen Stimmen der anwesenden und der abwesenden neun ersten Gefährten — nur einer der abwesenden hatte keinen Stimmzettel eingesandt — zum Ordensgeneral gewählt. ‚Ich wähle ihn', schrieb Jean Codure, ‚weil ich an ihm stets den glühendsten Eifer für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen wahrgenommen habe; er hat sich auch immer zum Geringsten von uns allen gemacht und allen gedient.'

Am 22. April 1541 unternahmen die in Rom anwesenden sechs Genossen die Wallfahrt zu den sieben Hauptkirchen und legten in einer Kapelle der Basilika S. Paolo fuori le Mura vor einem noch erhaltenen Kruzifix, während Ignatius das Meßopfer darbrachte, die feierlichen Gelübde ab.

Die neuen Professen bewährten sich so gut, daß der Papst schon drei Jahre später (14. März 1544) durch eine zweite Bulle die Verfügung, die Zahl der Ordensglieder dürfe sechzig nicht übersteigen, vollständig aufhob; zugleich bestimmte er, daß die Satzungen, welche der Orden für sich aufstelle, eben damit auch schon die päpstliche Bestätigung haben sollten. Durch Breve vom Juni 1545 gab er sodann der Gesellschaft ‚angesichts des reichen Nutzens, den sie im Hause Gottes gestiftet habe und fortwährend stifte', die Vollmacht, überall zu predigen, alle Gläubigen von allen Sünden, auch den dem Heiligen Stuhle vorbehaltenen, loszusprechen, nur die Fälle der Abendmahlsbulle ausgenommen, auch allen ohne vorherige Erlaubnis des Bischofs oder des Pfarrers die Kommunion und andere Sakramente zu spenden, wenn sie nicht dritte damit schädigten.

Unterdessen hatte es sich herausgestellt, daß so manche tüchtige Priester zwar den wissenschaftlichen und sonstigen Anforderungen, die der Orden an seine Professen stellte, nicht entsprachen, aber daß sie doch gern als Gehilfen an der Seite dieser Ordensmänner gearbeitet hätten. Paul III. gestattete deshalb im Jahre 1546 auch die Zulassung solcher; sie sollten nach der Probezeit die drei Gelübde ablegen, jedoch als einfache, nicht als feierliche. In gleicher Weise durften, nach dem Brauche anderer Orden, Laienbrüder für die häuslichen Arbeiten aufgenommen werden.

Im folgenden Jahre gewährte der Papst jedem, der Gebete zu Ehren des Leidens Christi verrichte und bei einem Jesuiten seine Beicht ablege, einen vollkommenen, einmal im Leben zu gewinnenden Ablaß. Dem Stifter der neuen Gesellschaft verlieh er außerdem große, auch andern mitteilbare Ablässe. Die Gründung neuer Niederlassungen wurde durch Gnadenerweise gefördert.

Die Krone setzte der Papst seinen Verfügungen durch die Bulle auf, die er vier Wochen vor seinem Tode auf Betreiben von Franz Borja erließ. Seit Jahren hatte Ignatius gewünscht, die Gesellschaft möchte ein ‚Mare Magnum' besitzen von der Art, wie es die Franziskaner durch Sixtus IV. erhalten hatten, d. i. eine Bulle, in welcher ein für

allemal vielerlei Befugnisse, Vorrechte und Gnaden zusammengefaßt wären, die man sonst immer wieder eigens verlangen mußte.

Die Bulle erschien am 18. Oktober 1549. In ihr wird die Gesellschaft Jesu wegen ihrer Verdienste von der Zinspflicht und von aller bischöflichen Gerichtsbarkeit befreit. Ohne des Generals Bewilligung kann kein Ordensgenosse ein Bistum oder eine andere kirchliche Würde annehmen. Der Orden kann nicht angehalten werden, die Seelsorge von Ordensfrauen zu übernehmen. Die Gläubigen dürfen bei den Priestern des Ordens beichten und kommunizieren, ohne die Erlaubnis ihres Pfarrers einholen zu müssen; nur die Kommunion am Ostertag und der Empfang der Wegzehrung sind ausgenommen. Daran reihen sich zahlreiche andere Vergünstigungen und Vollmachten verschiedener Art; die früheren Gewährungen werden bestätigt und für die Missionsländer beträchtlich erweitert.

Seit dem Jahre 1539, als die Gesellschaft Jesu ihre erste Bestätigung erlangte, begann zu Rom auch ihre äußere Lage sich zu bessern. Den Vätern, die im Frangipanihaus zur Miete wohnten, schloß sich in diesem Jahre unter Verzicht auf seine reiche Pfründe Pietro Codacio an. Dieser erste Jesuit italienischen Geblütes war ein adeliger, bei der hohen Geistlichkeit beliebter Mann. Er übernahm die Sorge für Wohnung, Nahrung und Kleidung seiner Mitbrüder.

Vor allem bedurfte man eines Gotteshauses. Ignatius hatte sein Auge auf die Pfarrkirche S. Maria degli Astalli, im Volksmunde Maria della Strada, geworfen, die nicht weit vom Fuße des Kapitols und in der Nähe von S. Marco, der päpstlichen Sommerresidenz, lag. Das Gebäude war eng und unbequem, aber sehr gut gelegen für apostolisches Wirken. Codacio ging zum Papste und bat ihn, die Kirche seinem Orden zu schenken. Er erhielt sie 1540, die Bulle wurde 1541 ausgefertigt; 1542 ergriff Ignatius Besitz von der Kirche und dem Zubehör. Codacio übernahm die Verwaltung der Pfarrei; überdies erwarb er im Jahre 1543 die nahe, fast ganz verlassene Pfarrkirche S. Andrea de la Fracta samt der Erlaubnis, Kirche und Pfarrei eingehen zu lassen. Sechs Jahre später fügte der Papst diesen Pfarr-

kirchen zwei andere hinzu, errichtete dafür vier Kapellen in S. Marco und übertrug dahin die Pfarrseelsorge jener vier Gotteshäuser. Um seine Kirche besser versehen zu können, siedelte Ignatius 1541 in eine nahegelegene enge Mietwohnung über. Codacio bettelte bei Kardinälen und Bischöfen, erweiterte die Kirche und baute neben ihr das Generalshaus; dieses wurde 1544 bezogen. Das Marienbild des Hochaltars, damals kaum beachtet, wurde später ein hochverehrtes Gnadenbild. An der Stelle von S. Maria della Strada erhob sich nach einigen Jahrzehnten durch die Freigebigkeit des Kardinals Alessandro Farnese, des Enkels Pauls III., das herrliche Gotteshaus ‚Il Gesù'.

Seine Ergebenheit und Dankbarkeit gegen den Papst legte der neue Orden zuerst an den Tag durch seine Arbeit für das päpstliche Rom. Ungläubige und Sünder gab es hier genug zu bekehren. Unter den zahlreichen Juden wurden viele durch die Sorge für ihr zeitliches Fortkommen von der Annahme des Christentums abgeschreckt. Ignatius gelang es, den Papst, der die Juden mit traditioneller Milde behandelte, zum Erlaß eines Breves zu bewegen, datiert vom 21. März 1542, welches besagt: Kein Israelit darf wegen des Übertritts zum Christentum sein Vermögen verlieren. Auch Kindern von Israeliten, die gegen den Willen der Eltern christlich werden, muß ihr volles Erbteil bleiben. Was durch Wucher und anderes Unrecht erworben ist, muß den rechtmäßigen Besitzern zurückerstattet werden, wenn diese zu finden sind; sonst dürfen es die Bekehrten behalten. Die gleichen Vergünstigungen sollen allen Ungläubigen zustatten kommen, welche die Taufe empfangen. Zur weiteren Erleichterung der Bekehrungen wurden auf Loyolas Rat zwei Häuser für die Katechumenen eingerichtet, eines für Männer, das andere für Frauen; auch bildete sich aus vornehmen und einflußreichen Persönlichkeiten der Stadt eine Bruderschaft; Kardinal Marcello Crescenzi wurde Protektor. Paul III. erließ im Februar 1543 eine Bulle, die das Werk belobte und mit geistlichen Gnaden ausstattete. Am Weißen Sonntag des Jahres 1544 wurden unter dem Zulauf einer großen Volksmasse von einem Bischof feierlich fünf Israeliten getauft, darunter ein

Rabbiner, der im Rufe hoher Gelehrsamkeit stand. Zusammen waren es im Jahre 1544 an Juden, Mauren und Türken gegen vierzig Täuflinge; zehn andern wurde zu Anfang des folgenden Jahres das Sakrament gespendet.

Noch besser gelang ein anderes Unternehmen, das sich gegen die Beseitigung eines Übels richtete, welches als Erbschaft der Renaissancezeit noch immer in Rom andauerte. Nach wie vor bildeten die Buhlerinnen eine wahre Plage der Weltstadt. Es genügte nicht, sie durch Bußpredigten zu Tränen zu rühren; sie mußten, sollten sie nicht rückfällig werden, eine Zufluchtsstätte haben. Für solche, die den Schleier nehmen wollten, bestand allerdings schon das Kloster della Maddalena, aber es reichte nicht für alle, die Aufnahme suchten, zumal da sich auch Ehefrauen darunter befanden, die ihren Männern entlaufen waren. Ignatius schlug vor, ein Heim für diese Frauen zu schaffen. Viele zeigten sich bereit dazu, doch niemand wollte anfangen. Da legte er selbst Hand an. Codacio hatte Altertümer auf seinem Bauplatz ausgegraben und um 100 Dukaten verkauft. Ignatius gab sie für die Einrichtung eines Hauses, das man Casa di S. Marta nannte. Hier konnten verheiratete Frauen so lange bleiben, bis sie mit ihren Männern ausgesöhnt waren, oder auch ständig, wenn sie fortan sittsam leben wollten; ebenso reuige Sünderinnen ledigen Standes, bis sie eine Ehe eingingen oder in ein Kloster traten. Kardinäle unterstützten das Unternehmen; der Papst schickte Almosen und empfahl die Stiftung in einer besondern Bulle.

Leonora Osorio, die Gemahlin des spanischen Gesandten Juan de Vega, die jede Woche bei Ignatius beichtete, brachte dem Werke die größte Teilnahme entgegen. Auch Margareta von Österreich, die Gattin des Herzogs Ottavio Farnese von Camerino, leistete tatkräftige Hilfe. Der junge Jesuit Peter Faber schrieb am 29. April 1546 aus Rom nach Köln: ‚Jeden Tag geht einer von uns für das Marthahaus betteln.‘ Um der Gründung die Dauer zu sichern, schlossen sich hohe Geistliche, Adelige und andere angesehene Leute zur ‚Compagnia della Grazia‘ zusammen, deren Protektor Kardinal Carpi wurde. Auf sein Verlangen mußte die Ge-

sellschaft einstweilen die geistliche Leitung der Anstalt behalten; dagegen übergab Ignatius drei adeligen Frauen der Stadt die drei Schlüssel von S. Marta. Man sagte ihm, sein Bestreben sei aussichtslos, diese Elenden seien schon allzusehr im Laster verhärtet. Er entgegnete: ‚Wenn ich es auch nur so weit bringe, daß eine von ihnen eine einzige Nacht ohne Sünde durchlebt, so soll mich meine Mühe nicht gereuen.‘ Er erreichte mehr, als er zu hoffen gewagt. Im Jahre 1545 konnte er nach Spanien schreiben: ‚Es sind jetzt 37—38 Frauen im Marthahaus; die meisten tun freiwillig strenge Buße für ihr vergangenes Leben.‘ Bis Ende 1547 waren schon mehr als hundert solche Sünderinnen auf den rechten Weg gebracht.

Eine andere, ungefähr gleichzeitige Gründung, die ebenfalls von Ignatius ausging, wenigstens ihn zum Miturheber hatte, war das Stift S. Caterina de' Funari. Mädchen, deren Unschuld wegen Armut oder schlechter Erziehung gefährdet war, wurden hier untergebracht, bis sie heirateten oder in einen Orden traten.

Die Waisenhäuser Roms besaßen am General der Gesellschaft Jesu einen warmen Freund. Margareta von Österreich sandte ihm zuweilen 200—300 Dukaten zur Verteilung an Arme. Man sagte ihm, die Fürstin wolle damit auch seiner und seiner Hausgenossen Armut zu Hilfe kommen; aber er nahm nie davon auch nur einen Soldo; er ließ alles an die Klöster und Wohltätigkeitsanstalten der Stadt austeilen und legte genaue Rechnung darüber ab.

Der Erzbruderschaft Santo Spirito in Sassia trat Ignatius im ersten Jahre seines Generalates bei, mit dem Versprechen, dem Hospital jährlich ein Almosen zu geben. Eine der Prüfungen, denen er seine Novizen unterzog, bestand darin, daß er sie in den römischen Spitälern arbeiten ließ.

Mit Schmerzen bemerkten die Priester der Gesellschaft bei ihren Krankenbesuchen in der Stadt, daß viele ohne die Gnadenmittel der Kirche aus dem Leben schieden. Da erinnerte Ignatius an die von der zwölften allgemeinen Kirchenversammlung bestätigte Verordnung Innozenz' III., daß man zuvörderst den geistlichen Arzt gebrauchen müsse und dann erst den leiblichen. Man solle, so mahnte er, auf

die Beobachtung dieser Verordnung dringen, doch mit der Milderung, daß am ersten und am zweiten Tage der Arzt den Kranken behandeln dürfe, am dritten aber und den folgenden Tagen nur dann wieder, wenn der Kranke zuvor gebeichtet habe. Alle Theologen und Kanonisten der Pönitentiarie billigten schriftlich den Vorschlag. Der Papst war damit sehr zufrieden. Um das Dreikönigsfest des Jahres 1544 begann man den Beschluß zur Ausführung zu bringen.

Schon zwei Jahre früher hatte der unermüdliche General eine Maßregel gefördert, die für Rom und ganz Italien von großer Tragweite war. Während die Inquisition besonders in Portugal eifrig, bisweilen beinahe übereifrig ihres Amtes waltete, gewann es in Italien da und dort den Anschein, als ob die Glaubenswächter auf den Zinnen Sions schliefen. Ich machte deshalb, so schrieb Ignatius am 28. Juli 1542 nach Portugal, den Kardinälen Juan Álvarez de Toledo und Giovanni Pietro Carafa ‚oftmals dringende Vorstellungen; sie sprachen wiederholt mit dem Papst; jetzt hat Seine Heiligkeit sechs Kardinäle bezeichnet', die eine Inquisitionsbehörde bilden sollen. Die päpstliche Bulle erschien am 21. Juli 1542.

Auch die Aussöhnung von Feinden wurde von der Gesellschaft Jesu in den Kreis ihrer Liebestätigkeit gezogen. Ignatius selbst reiste im Jahre 1548 nach Tivoli und nach Città Sant'Angelo, um zwischen den beiden sich befehdenden Orten eine Versöhnung anzubahnen. Er setzte es durch, daß sie den Kardinal de la Cueva als Schiedsrichter annahmen, rief auch Margareta von Parma und den Bischof Archinto zu Hilfe und erzielte schließlich den Friedensschluß.

Die schwierigste und wichtigste Friedensstiftung, die Ignatius ins Werk setzte, war die zwischen Papst Paul III. und König Johann III. von Portugal. Johann fürchtete, sein Land möchte verdorben werden durch die Umtriebe der Juden, die unter seinem Vater Manuel vielfach zwangsweise getauft, aber im geheimen dem Judentum ergeben geblieben waren. Gegen diese ‚Neuchristen' glaubte er sich schützen zu müssen durch ein überaus strenges Glaubens-

gericht nach dem Muster der spanischen Inquisition. Die Streitigkeiten, in die er hierbei schon mit Klemens VII. geriet, wiederholten sich in verstärktem Maße unter Paul III. Anfangs hatte der Papst die letzte Verordnung seines Vorgängers suspendiert, nach genauer Untersuchung aber bestätigte er am 12. Oktober 1535 die durch Klemens VII. getroffenen ebenso gerechten wie milden Verfügungen hinsichtlich der Neuchristen. König Johann III., von tiefem Haß gegen die verkappten Juden erfüllt, suchte nun durch diplomatische Verhandlungen in Rom sein Ziel zu erreichen. Da Karl V. für ihn eintrat, gab Paul III. nach, indem er am 23. Mai 1536 die Errichtung einer ständigen portugiesischen Inquisition gestattete. Der König kehrte sich an die Bestimmungen, die der Papst hier zum Schutze der Neuchristen getroffen hatte, nicht. Schwere Klagen liefen in Rom ein; Johann suchte auf alle Weise das Tribunal ganz zu einem königlichen zu machen. Vergebens erhob Paul III. gegen das gewalttätige Vorgehen des Königs Einspruch; alle Bemühungen des Papstes für Gerechtigkeit und Billigkeit gegenüber den Juden und Wahrung des kirchlichen Charakters der Inquisition waren umsonst; es wurde erfolglos hin und her verhandelt. Dazu kamen noch andere Streitigkeiten.

Der hochadelige Miguel de Silva, Bischof von Viseu, hatte gegen den Willen des Königs Portugal verlassen und sich nach Venedig begeben. Paul III. verlieh ihm nichtsdestoweniger den Kardinalshut und berief ihn nach Rom. Nun belegte Johann III. die Einkünfte des Bistums Viseu mit Beschlag und verwehrte dem Oberhirten sogar den schriftlichen Verkehr mit den Angehörigen seiner Diözese; auch wollte er keinen päpstlichen Nuntius ins Land zulassen. Ignatius faßte die Sache sehr ernst auf; er richtete ein geheimes Schreiben an seinen alten Freund und Gefährten Simon Rodriguez, der sich zu Lissabon am Königshofe aufhielt. In dem Schreiben hieß es, an der Kurie gehe die Rede, daß Rodriguez Leuten die Lossprechung erteile, die dem König zur Vergewaltigung des Kardinals von Viseu geholfen und damit den Kirchenbann sich zugezogen hätten; er, der Ordensgeneral, nehme jedoch an, daß diese Nachricht falsch sei; Rodriguez habe ja gar keine Vollmacht dazu, er

würde auch damit der Sache Gottes, der Kirche und des Heiligen Stuhles schaden. Im Anfang 1542 war die Erbitterung so gestiegen, daß Portugal im Begriff stand, den diplomatischen Verkehr mit dem Papste abzubrechen.

Ignatius, der, wie viele andere, die Schuld an dem Streite nicht dem König, sondern dessen Beratern zuschrieb, suchte auf alle Weise eine friedliche Lösung herbeizuführen. Allein der Streit zog sich noch jahrelang hin. Am 14. Dezember 1545 schrieb Ignatius, der in seinen Friedensbemühungen nicht erlahmte, an Rodriguez, er sei der portugiesischen Inquisition und des Bistums Viseu wegen nach Montefiascone gereist und habe dort sehr eingehend mit Paul III. gesprochen und ihn gut gestimmt. Dieser Mitteilung folgte auf dem Fuße die andere, daß man sich jetzt geeinigt habe: der Papst wolle das Breve zurücknehmen, das er gegen das Vorgehen der Inquisition erlassen hatte; den Neuchristen solle eine Frist zur Auswanderung gegeben werden; nach ihrem Ablauf solle in Portugal die gleiche Inquisition bestehen wie in Spanien. Mit den beschlagnahmten Einkünften von Viseu werde es so gehalten werden, wie man aus Lissabon geschrieben habe: alles solle an den Kardinal Farnese gelangen.

Die ersehnte Inquisitionsbulle erschien am 16. Juli 1547. Den Neuchristen wurde ein Jahr Gnadenfrist gewährt, dem König dringendst mildes Verfahren empfohlen. Der Kardinal Farnese wurde Administrator von Viseu, erhielt die Einkünfte des Bistums und verpflichtete sich unter der Hand, sie an Kardinal Silva abzuliefern; nur sollte eine Summe Geldes abgezogen werden für den Unterhalt des Bischofs, der als Koadjutor die Diözese zu verwalten habe. Die Wahl des Koadjutors blieb dem König überlassen.

Um dieselbe Zeit schickte ein Fra Valentino Barbaran eine weitläufige Beschwerdeschrift gegen die Jesuiten an Paul III. Diese wollten, sagte er, die ganze Welt reformieren; sie hätten vom Papste keine Erlaubnis, in S. Marta tätig zu sein, und wollten alle Eheweiber, welche die Ehe gebrochen, aus Rom wegschaffen, und anderes mehr. Das Schriftstück las im Auftrag des Papstes Kardinal Crescenzi; er berichtete ihm, daß es nichts bedeute.

Im Gehorsam gegen den Papst fuhren die Jesuiten unentwegt fort, dem römischen Volke Gutes zu tun. Sehr oft bestiegen sie die Kanzel. Einen von ihnen erbat sich als Prediger auch Vittoria Colonna, die sich zu den Benediktinerinnen von S. Anna de' Funari zurückgezogen hatte.

In der Abhaltung von Christenlehren ging der General seinen Untergebenen mit gutem Beispiel voran. Kaum hatte er sein Amt angetreten, so begann er in S. Maria della Strada die Anfangsgründe des Glaubens zu erklären. Zu den Lehrstunden fanden sich auch viele Erwachsene ein. Ignatius hatte wenig Zeit zur Vorbereitung und sprach ein Italienisch, das eigentlich mehr spanisch war; seine Rede machte aber trotzdem starken Eindruck. Gewöhnlich schloß er mit den Worten: ‚Lieben wir Gott mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit all unsrem Willen!' Er sagte das mit großem Nachdruck und flammendem Antlitz. Viele, so bekunden später Laynez und Ribadeneira als Augen- und Ohrenzeugen, suchten gleich danach tiefzerknirscht die Beichtstühle auf.

Die römischen Geistlichen waren, wie Polanco im Jahre 1547 nach Spanien meldete, häufig ‚sehr schlecht unterrichtet'; darum hielt Nadal wöchentlich dreimal in S. Eustachio einen Vortrag über die Standespflichten des Priesters; der Vikar des Papstes hatte alle, die eine Seelsorge ausübten, zum Erscheinen verpflichtet. Der gute Erfolg dieser Maßregel war es wohl, der bei ihm einen andern Entschluß weckte. Um die heiligen Weihen zu erlangen, kamen von allen Gegenden viele nach Rom, die nicht würdig waren; man beschloß deshalb im Jahre 1547, keinen mehr zu weihen, der nicht zuvor bei den Jesuiten eine Lebensbeichte abgelegt hätte und dann von ihnen auf Sitten und Kenntnisse geprüft worden wäre. Ignatius blieb nichts anderes übrig, als diese schwere Aufgabe wenigstens eine Zeit lang zu übernehmen. Bis jetzt, ließ er im Dezember 1548 nach Löwen melden, haben wir kaum dem vierten Teil derer, die sich gestellt, das Zeugnis der Würdigkeit gegeben.

Zurückhaltend war der neue Orden in der Frauenseelsorge. Als Ignatius mit seinen Gefährten nach Rom kam, sagte er ihnen: ‚Wir müssen uns sehr in acht nehmen und

nicht mit Frauen in Verkehr treten, es wären denn sehr hervorragende', deren Einfluß und Beispiel vielen Seelen zum Nutzen gereichen könnte. Eine solche Frau war nach seinem Urteil die männlich angelegte, in ihrer Ehe mit dem jungen Farnesen unglückliche Margareta von Österreich. Ignatius war ihr und ihres Hauses Beichtvater. Als sie im Jahre 1545 Zwillinge gebar, mußte er den einen von ihnen taufen. Dem Kardinal Farnese zulieb übernahm Ignatius es auch, durch die Seinen den Einsiedler-Nonnen bei St. Peter, den sog. Murate, Satzungen aufzustellen und die Beichte abnehmen zu lassen. Das war aber eine Ausnahme. Oft gelangten von frommen Frauen, die in der Welt lebten, von einzelnen Ordensschwestern, von ganzen Frauenklöstern Bitten an den General, er möge sie in den Gehorsam der Gesellschaft aufnehmen. Ignatius lehnte alles ab. ‚Wir, die wir hier an der Kurie leben', sagte er, ‚sehen es alle Tage, wie es den Franziskanern und den Dominikanern mit ihren Nonnenklöstern geht, wie viele Verlegenheiten diese den Mönchen bereiten; uns ginge es nicht besser.'

Trotzdem hatte es eine Zeit lang den Anschein, als ob auf römischem Boden ein weiblicher Zweig der Gesellschaft Jesu sprossen sollte. Die vornehme Witwe Isabel Roser, die einst in geistlichen Dingen Loyolas Schülerin, in zeitlichen seine große Wohltäterin gewesen, traf im Jahre 1545 aus Barcelona in Rom ein. Sie und einige andere Frauen verlangten von Ignatius, er möge sie seinem Orden beigesellen. Als Ignatius sich weigerte, setzten sie es durch ungestümes Bitten bei Paul III. durch, daß an den General der päpstliche Befehl erging, sie aufzunehmen. So legten denn Isabel Roser, Lucrecia Bradine und Francisca Cruyllas in die Hände des Generals Ignatius als ihres Ordensobern die feierlichen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ab. Isabel Roser nahm sich mit großem Eifer der Büßerinnen von S. Marta an; aber sie wußte nicht zu gehorchen. Die geistliche Leitung der neuen ‚Schwestern' kostete viel Zeit und Mühe; auch mußte für ihren und ihrer Pflegebefohlenen zeitlichen Unterhalt gesorgt werden. Dazu war Roser von Verwandten umschwärmt. In Rom ging die Rede, die Jesuiten wollten sie um ihr ganzes Vermögen

bringen und hielten sie mit Gewalt in der Stadt zurück. Ignatius ließ deshalb durch Ardinghello dem in Orvieto weilenden Papst vorstellen, eine solche Beschäftigung tauge nicht für Männer, die auf der weiten Welt für die großen Anliegen der Kirche arbeiten müßten. Der Papst ging darauf ein und verfügte, daß der Orden der Obliegenheit, Frauen in seinen Gehorsam aufzunehmen oder deren ständige Seelsorge zu üben, ledig sein solle. Demgemäß wurden im Herbst 1546 kraft päpstlicher Machtfülle Roser und ihre Dienerin Cruyllas von den Gelübden der Armut und des Gehorsams entbunden; doch sollten sie ihr Leben lang die Gnaden und Ablässe der Gesellschaft genießen, gerade als ob sie ihr noch angehörten. Ignatius schrieb an Roser, er verzichte darauf, sie als geistliche Tochter unter seinem Gehorsam zu haben; er werde sie fortan als gute, liebevolle Mutter ansehen; das sei sie ihm ja auch wirklich so lange Zeit gewesen. Die Frau fühlte sich sehr gekränkt; sie verlangte auch Kostenvergütung von ihm, wurde aber vom Gericht abgewiesen. Jammernd und grollend kehrte sie nach Barcelona zurück; doch bat sie von dort einige Monate später brieflich um Verzeihung. Sie verteilte ihr Vermögen und wurde Franziskanerin.

Ignatius hatte seiner Stiftung ihr eigentümliches Gepräge gegeben; er wachte darüber, daß sie es nicht verliere. Die Zumutung, seinen Orden mit dem der Somasker zu vereinigen, wies er rundweg ab. Näher standen Loyolas Jüngern die Schüler des Gaetano di Tiene; der Name ‚Theatiner', den man diesen gab, wurde viele Jahre auch auf die Gesellschaft Jesu ausgedehnt. Ignatius bemühte sich im Einverständnis mit Kardinal Carafa sehr ernstlich, den Theatinerorden wieder nach Rom zu bringen; für den Vorschlag aber, beide Orden zu verschmelzen, war er nicht zu gewinnen. Der gleichen Ansicht war übrigens auch Kardinal Carafa selbst. Später, 1551, stellten die Barnabiten dasselbe Ansinnen an Ignatius; sie wurden abgewiesen, obwohl Erzbischof Sauli von Genua zu ihren Gunsten eintrat. Dagegen begrüßte es Ignatius mit Freuden, daß der strenge Kartäuserorden der Gesellschaft Jesu, unbeschadet der Eigentümlichkeit der verschiedenen

Verfassung, eine engere Verbindung und besondere Gemeinschaft der Gebete und andern guten Werke anbot.

Mit gleich großer Entschiedenheit wußte Ignatius von Loyola das Streben nach kirchlichen Würden von seinen geistlichen Söhnen fernzuhalten. König Ferdinand I. wünschte 1546 Le Jay dringend zum Bischof von Triest. Ignatius bat den König flehentlich um Verzicht auf diesen Plan; Ferdinand dagegen verlangte von Paul III., er solle Le Jay die Annahme der Würde kraft des heiligen Gehorsams befehlen. Der römische Gesandte des Königs erhielt die Weisung, alle Hebel in Bewegung zu setzen. Da machte Ignatius, wie er nach Spanien berichtete, ‚unglaubliche Anstrengungen', die Ernennung zu verhindern. Es gelang ihm, die Sache hinauszuziehen, bis Ferdinand erklärte, er wolle nicht weiter auf seinem Willen bestehen. Ignatius ließ Dankmessen und Tedeum halten.

Wie weit seine Schüler die christliche Vollkommenheit, die Vereinigung mit Gott durch die Liebe, anstrebten, das schätzte der Meister nicht nach ihren Mienen, auch nicht nach der mehr oder minder guten Gemütsart oder nach der Süßigkeit, die sie im Gebete empfanden; er bemaß es nach der Mühe, die sie aufwandten, um ihre unordentlichen Neigungen zu bezähmen. ‚Überwinde dich!' das war sein Lieblingsspruch. Weit davon entfernt, die leibliche Aszese entwerten zu wollen, erachtete er ‚Fasten, Selbstgeißelungen, Bußgürtel für nützlich und unter Umständen für notwendig'; aber die Ehrsucht und den Eigensinn brechen, das stand bei ihm höher. Vor allem wollte er Gehorsam, jedoch nicht erzwungenen, sklavischen, sondern willigen, hochherzigen Gehorsam. Von Zeit zu Zeit stellte er eine Probe an. So geschah es zu Anfang des Jahres 1548, als das Kolleg zu Messina errichtet werden sollte. Alle im Hause mußten sich schriftlich darüber erklären, ob sie bereit seien, nach Messina zu gehen, und ob sie daselbst jedes Amt nach dem Gutdünken des Obern übernehmen wollten. Canisius beteuerte, er sei gleich bereit, immer in Rom zu bleiben oder nach Sizilien, Indien oder anderswohin zu gehen; müsse er nach Sizilien, so sei er bereit, dort Koch, Gärtner, Pförtner, Schüler oder Lehrer in jedem Fach zu werden.

Ganz ähnlich antworteten alle fünfunddreißig, die mit ihm waren.

Nachlässigkeiten und andere Fehltritte ließ Ignatius, um seine Söhne in der Demut zu üben, manchmal von der Kanzel des Speisesaales herab durch den Laienbruder Antonio Rion rügen, einen Mann von sehr niedriger Herkunft, der sich auf die Kochkunst verstand und nebenbei die Gabe besaß, scharf und zugleich witzig zu tadeln. Dabei machte aber Ignatius Unterschiede je nach der Eigenart des einzelnen. Den einen, sagt Ribadeneira, behandelte er mit der zärtlichen Liebe der Mutter, den andern mit der kräftigen Liebe des Vaters. Er wollte, daß die Obern ‚kraft des heiligen Gehorsams' nur da befählen, wo es sich um eine sehr wichtige Angelegenheit handle. Bei Austeilung der bedeutenderen Ämter und Aufträge sah er vielfach auf die Neigung der Untergebenen. Im Verkehr mit andern war Ignatius ernst und bedachtsam, dabei wortkarg, aber doch freundlich, so daß seine geistlichen Söhne sagen konnten, niemand gehe anders von ihm weg als zufrieden und fröhlich.

Die Grundsätze, nach denen Ignatius die Gesellschaft leitete, konnten auf die Dauer nicht ohne schriftliche Festlegung bleiben: man brauchte eine Regel. Die in Rom weilenden Professen traten deshalb wiederholt zusammen und faßten eine Reihe von Beschlüssen über die neue Lebensordnung. Die eigentliche Ausarbeitung übertrugen sie im Jahre 1541 Ignatius und Codure; da aber Codure bald darauf starb, blieb die Arbeit einzig in der Hand des Ignatius. Er begann sie im Jahre 1547 niederzuschreiben. Um dieselbe Zeit bereitete er auf den Wunsch seiner ersten Gefährten und unter reger Mitarbeit seines Sekretärs Polanco eine Erweiterung jenes ersten Entwurfes der Regel vor, den die Bestätigungsbulle vom Jahre 1540 enthielt. Abgesehen von andern Änderungen wurden nun die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams als feierlich bezeichnet, während dies zuerst nur für das Keuschheitsgelübde ausgesprochen war. Zugleich ward deutlich erklärt, daß dem General die gewöhnliche oberste Leitung zustehe. Neben den ‚Profeßgelübden' wurden auch die

einfachen Gelübde der Koadjutoren und der Scholastiker genannt. Die päpstliche Bestätigung erhielt diese zweite, endgültige ‚Formel des Instituts' der Gesellschaft erst durch die Bulle Julius' III. vom 21. Juli 1550.

Die erste Fassung der Konstitutionen beendete Ignatius zu Anfang des Jahres 1550. Dann rief er die außerhalb Roms weilenden Professen, die gut abkommen konnten, und andere hervorragende Ordensmitglieder nach Rom und übergab seine Arbeit zur Prüfung. Nach den Bemerkungen, die jeder einzelne gemacht, nahm er, von Polanco unterstützt, viele Änderungen vor. Aber auch jetzt betrachtete er das Werk noch nicht für abgeschlossen. Vom Jahre 1552 an mußte Nadal die Konstitutionen in Spanien, Portugal, Deutschland und Italien verkünden und erklären; ebenso Antonio Quadrio in Indien. Die Erfahrung sollte erst alles erproben. Der Sache nach waren übrigens die Satzungen jetzt vollendet; an den Worten ließ Ignatius immer noch, bis zu seinem Tode 1556, einiges ändern. Im Jahre 1558 wurden sie auf der ersten Generalversammlung des Ordens nach unbedeutenden Verbesserungen bestätigt und erhielten Gesetzeskraft.

Ignatius hatte, wie es scheint, die Regeln der älteren Orden gelesen; als er jedoch die seinige schrieb, lagen nur die Evangelien und die Nachfolge Christi auf seinem Tisch. An der Hand der Wahlregeln, die er im Exerzitienbuch niedergelegt hatte, erwog er bei jeder einzelnen Frage das Für und das Wider nicht bloß einmal, sondern wiederholt; später unterwarf er den Gegenstand einer erneuten Prüfung. Oft schrieb er das Ergebnis auf ein Blatt und legte dieses auf den Altar, auf dem er das Meßopfer zu feiern pflegte; hierauf flehte er, als hätte er noch nichts geleistet, Gott um Erleuchtung an. Gonçalvez erzählt, Ignatius habe ihm mitgeteilt, daß er in jener Zeit von Gott viele Erleuchtungen gehabt habe. Ignatius, so fährt Gonçalvez fort, ‚sagte mir, er könne dies jetzt um so leichter behaupten, weil er jeden Tag aufschreibe, was in seiner Seele vorgehe. Er las mir einen guten Teil davon vor'. Einige dieser Aufzeichnungen sind erhalten; sie bilden eines der merkwürdigsten Denkmäler der christlichen Mystik.

Den eigentlichen Konstitutionen der Gesellschaft Jesu, die aus zehn Teilen bestehen, geht ein ‚Examen' voraus; es gibt an, wie der Orden die Aufzunehmenden prüfen soll, und wie diese ihrerseits das Leben im Orden zu prüfen haben, bevor sie sich durch die Gelübde für immer verpflichten.

‚Der Zweck dieser Gesellschaft', so heißt es gleich am Eingang des Examens, ‚ist, nicht allein dem Heile und der Vervollkommnung der eigenen Seele mit der göttlichen Gnade obzuliegen, sondern mit deren Beistand auch dem Seelenheile und der Vervollkommnung des Nächsten mit allem Eifer sich hinzugeben.' Der gleiche Gedanke kehrt in den Konstitutionen selbst wieder. ‚Das eigentliche Ziel der Gesellschaft ist dieses: Wir wollen unsern Seelen und denen unsrer Nächsten behilflich sein zur Erreichung des letzten Zieles, für das wir geschaffen wurden'; die Gesellschaft Jesu ist ‚gestiftet zur größeren Ehre Gottes, für das allgemeine Beste und den Nutzen der Seelen'.

Andere Orden hatten dem gemeinsamen Ziele alles Ordenslebens, der eigenen Heiligung, noch die Betrachtung der göttlichen Dinge oder den feierlichen Gottesdienst oder die Krankenpflege oder andere Liebeswerke als nähere Bestimmung beigefügt. In ähnlicher Weise stellte Ignatius den Seinigen zur besondern Aufgabe die Rettung und Heiligung des Nächsten; damit sollte die größere Ehre Gottes gefördert und in der Heeresfolge und Nachahmung Christi das Gottesreich über die ganze Welt ausgebreitet werden. Wohl erscheinen auch bei den Bettelorden, namentlich bei den Dominikanern und Franziskanern, Predigt und ähnliche Tätigkeit als eigentlicher Ordenszweck; jedoch weit stärker und konsequenter wurde von Ignatius die Arbeit für das Heil der Seelen in den Vordergrund gerückt, die Auswahl der Ordensglieder, ihre Bildung und Erziehung, ihre ganze Lebensweise dem Zweck der Gesellschaft angepaßt.

Abstoßendes Äußere, verwirrter Geist, unverträgliche Gemütsart, übler Ruf, unkirchliche Gesinnung verwehren den Zutritt. Es kann auch keiner aufgenommen werden, der das Gewand eines andern kirchlichen Ordens getragen

hat, sei es auch nur als Novize; denn, sagt Ignatius, ‚ein solcher sollte seinem ersten Beruf treu bleiben'. Einige werden aufgenommen als ‚Indifferente'; weil man noch nicht weiß, ob sie für das Priestertum taugen oder als Laienbrüder zu verwenden sind, so müssen sie bereit sein, für das eine oder das andere sich bestimmen zu lassen, je nachdem es die Obern für gut finden.

Die Probezeit im engeren Sinne dauert nicht bloß ein Jahr wie in den meisten andern Orden, sondern zwei Jahre. In diesen zwei Jahren müssen die Novizen sich verschiedenen Prüfungen unterziehen: sie müssen je einen Monat die geistlichen Übungen machen, in einem Spital die Kranken bedienen, von Tür zu Tür bettelnd eine Pilgerreise machen, müssen das Haus kehren und andere niedrige Dienste verrichten; ferner müssen sie den Katechismus erklären, und wenn sie Priester sind, auch im Predigen und Beichthören sich üben.

Nach Ablauf der Probezeit hätten dem alten Ordensbrauch gemäß sofort von allen die feierlichen Profeßgelübde abgelegt werden sollen. Hier traf Ignatius eine einschneidende Änderung: er ließ in der Regel die Novizen nur die sog. Scholastikergelübde ablegen, nämlich die einfachen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams samt dem Versprechen, sich später nach Anordnung der Obern als Professen oder formierte Koadjutoren dem Orden endgültig einverleiben zu lassen. Diese letzten Gelübde aber werden dem Novizen erst nach langer und vielfacher Erprobung gestattet: meist muß er noch jahrelang als Scholastiker den Studien obliegen; hat er diese vollendet, dann hat er noch ein drittes Probejahr durchzumachen: da soll er, was er etwa an Tugendeifer während der Studienzeit eingebüßt, ‚in der Schule des Herzens' wiedergewinnen. Laienbrüder sind von der Profeß schon dadurch ausgeschlossen, daß nur Priester die feierlichen Ordensgelübde ablegen können; jedoch haben die Laienbrüder und überhaupt alle, die nach den zwei Probejahren die drei einfachen Gelübde abgelegt haben, das tröstliche Bewußtsein, daß sie kraft eben dieser Gelübde Ordensmänner im wahren und eigentlichen Sinne sind.

Für die Entlassung Untauglicher und Unwürdiger ist den Ordensobern ein weiter Spielraum gelassen. Das gilt nicht bloß von den Novizen, sondern auch von denen, welche die Scholastikergelübde abgelegt haben: sie weihen und verpflichten sich zwar auf Lebenszeit dem Orden, aber die Gelübdeablegung geschieht mit der stillschweigenden Bedingung, daß dem Orden das Recht bleibe, aus guten Gründen ihre Gelübde zu lösen und sie zu entlassen. Übrigens können in bestimmten Fällen auch die Professen entlassen werden, ja selbst der General.

Für das geistliche Leben findet der einzelne wirksame Förderung im täglichen Meßopfer, durch häufige Beicht und Kommunion, durch täglich zweimalige Gewissenserforschung, durch Betrachtung, Rosenkranz, Tagzeiten der heiligen Jungfrau, geistliche Lesung, häusliche Ermahnungsreden, erbauliche Tischlesungen. Alle, die noch nicht Professen oder formierte Koadjutoren sind, müssen zweimal im Jahre ihre Ordensgelübde erneuern. Sämtliche Mitglieder sollen ihrem Seelenführer oder dem Obern ihr ganzes Gewissen offenlegen, um vor Selbsttäuschungen bewahrt zu werden. Auch die Professen müssen bereit sein, wenigstens einmal im Jahre dem Obern vom Zustand ihres Gewissens Rechenschaft zu geben. Jeder muß sich bemühen, alle einzelnen Handlungen mit guter, reiner Meinung zu verrichten, mehr aus Liebe zu Gott als aus Hoffnung auf Lohn und Furcht vor Strafe.

Damit der Ehrsucht Tür und Tor verschlossen sei, ist es streng verboten, eine Würde oder ein Vorsteheramt im Orden anzustreben. Die Professen müssen ein eigenes Gelübde in diesem Sinne ablegen; auch müssen sie geloben, einen jeden anzuzeigen, den sie einer solchen Bewerbung schuldig wissen. Ebenso dürfen sie außerhalb des Ordens eine Würde nur dann annehmen, wenn es ihnen von dem, der dazu befugt ist, unter Sünde befohlen wird.

Die Liebe zu den Verwandten soll eine reine und geistige sein. ‚Je enger sich jemand an Gott anschließt', mahnt Ignatius, ‚und je freigebiger er sich gegen seine göttliche Majestät erweist, in desto größerem Maße wird er auch Gottes Freigebigkeit gegen sich erfahren.' Diese

großmütige Gottesliebe soll überhaupt das Grundgesetz und die Haupttriebkraft des gesamten Ordenslebens bilden; aus ihr soll auch das Verlangen entspringen, dem menschgewordenen Gottessohn immer enger auf seinem Kreuzweg nachzufolgen in freudigem Dulden von Leid und Schmach.

Die Tragweite der Ordensgelübde ist in den Konstitutionen genau bemessen. Um jeden Schein der Habsucht zu vermeiden, soll man alle geistlichen Verrichtungen unentgeltlich leisten. Es können weder die Professen noch die formierten Koadjutoren für ihre Person etwas besitzen oder erwerben. Die Profeßhäuser und deren Kirchen haben keine festen Einkünfte; die Professen und Nichtprofessen müssen sich von Almosen unterhalten. Dagegen dürfen und sollen die Kollegien und die Probehäuser ihre festen Einkünfte besitzen, damit man in ihnen, von Nahrungssorgen frei, mit ganzer Kraft lehren und lernen könne. Die, welche noch nicht die letzten Gelübde abgelegt haben, dürfen ihr Vermögen zwar noch besitzen, aber nicht mehr nach ihrem Belieben gebrauchen; sie müssen auch bereit sein, vor den letzten Gelübden darauf zu verzichten, oder auch früher schon, wann immer der Obere es befiehlt. Ohne dessen Erlaubnis darf niemand etwas gebrauchen, leihen, veräußern. Gelegentlich soll auch jeder es fühlen und kosten, daß er ein Armer geworden. Die Armut ist und bleibt eben ‚des Ordenswesens feste Mauer'; darum müssen alle Professen geloben, keine Änderung der Bestimmungen über die Armut zuzugeben, es wäre denn, daß man sie verschärfte.

Auf die Beobachtung des Gelübdes der Keuschheit zielt die an ‚alle' gerichtete Mahnung, ‚auf das sorgfältigste die Tore ihrer Sinne, besonders der Augen, der Ohren und der Zunge, zu bewachen, um alles Ungeordnete von sich fernzuhalten'; sie sollen sich des ‚Stillschweigens, wenn es zu beobachten ist, der Behutsamkeit und Erbaulichkeit in den Worten, wenn sie zu reden haben, der Bescheidenheit in den Mienen, der Mäßigung im Gange und des Anstandes in allen Bewegungen' befleißen. ‚Fasten, Wachen und ähnliche körperliche Strengheiten' soll man zwar nicht im Übermaß anwenden, aber auch nicht ‚so wenig, daß der Eifer des Geistes erkaltet und menschliche, niedrige Re-

gungen entbrennen'. Keinen Raum darf im Hause ‚der Müßiggang, aller Laster Anfang', finden; darum ist auch eine feste Tagesordnung einzuhalten.

Überaus großes Gewicht wird in der geistlichen Streiterschar, die der Ritter von Loyola der Kirche zugeführt hat, auf den Gehorsam gelegt. Er muß sich auf ‚alles, was nicht offenbar Sünde ist', erstrecken, ‚sei es auch schwer und der Sinnlichkeit zuwider'; er soll geübt werden ‚nicht allein da, wo man förmlich verpflichtet ist, sondern auch wenn der Obere, ohne gerade ausdrücklich zu befehlen, nur seinen Wunsch auf irgend eine Weise zu erkennen gibt. Der Befehl muß unverzüglich, vollständig, beharrlich vollzogen werden; doch darf die Vollziehung keine bloß äußerliche sein. Ignatius verlangt immer wieder bewußten, freiwilligen, freudigen Gehorsam; dabei sollen die Untergebenen ‚den Willen und das Urteil des Obern zur Richtschnur ihres Willens und Urteils' machen. In diesem Sinne sollen sie einen ‚blinden Gehorsam' üben, blind nicht für das, was befohlen ist, wohl aber für die Vorspiegelungen und Truggebilde des Eigendünkels, des Kleinmuts und der Sinnlichkeit. Hatte einst der hl. Basilius in seinen Mönchssatzungen den Gehorsamen mit dem Werkzeug eines Zimmermanns verglichen, so verglich ihn Ignatius mit dem Stabe eines Greises; er vergaß auch nicht, wenigstens mit einigen Worten den Vergleich zu wiederholen, den der hl. Franz von Assisi so ausführlich vor seinen Schülern entwickelt hatte: den Vergleich des vollkommen Gehorsamen mit einem entseelten Leibe. Um diese Vollkommenheit zu erreichen, sollen wir, so mahnt Ignatius, ‚Gott, unsern Schöpfer und Herrn, vor Augen haben, um dessentwillen man einem Menschen Gehorsam leistet', ‚den Obern, wer immer er sei, als den Stellvertreter Christi ansehen' und darum auf das Wort des Obern so unverzüglich gehorchen, ‚als käme es aus Christi Mund'. Dabei ist jedoch in den Konstitutionen dem Untergebenen wiederholt das Recht zugebilligt, dem Obern Gegenvorstellungen zu machen; nur muß er sie zuvor im Gebet erwägen und bereit sein, das zu tun und für das Beste zu halten, was der Obere schließlich verordnet. Auch eignet sich Ignatius die Bestimmung der Dominikaner-

Konstitutionen an, daß, abgesehen von den Ordensgelübden, die Ordenssatzungen als solche nicht unter Sünde verpflichten sollen, es müßte denn der Obere etwas in Kraft des Gehorsams befehlen. Überdies können die Obern aus guten Gründen einen Untergebenen von der Beobachtung einer Regel entbinden.

Der Obere der Gesellschaft Jesu, wie Ignatius ihn zeichnet, darf sich nicht darauf beschränken, seine Untergebenen zu heiligen, er muß durch sie auch auf die Außenwelt wirken. Die Weltentsagung führte den Helden von Pamplona nicht wie andere große Ordensstifter auf lichte, schweigsame Höhen oder in verborgene, menschenleere Schluchten: Ignatius suchte die Sünder in den großen Städten auf; er hieß seine Jünger über die Meere fahren, um dem Heidentum Schlachten zu liefern. Nun waren aber die meisten von denen, die sich um sein Banner scharten, noch nicht zum Kampfe tüchtig genug; sie mußten erst geschult und eingeübt werden. Das ist denn auch der erste und nächste Zweck der Kollegien. Darum müssen die jungen Ordensglieder in ihnen zu häufigen Disputationen, zu Predigt- und Christenlehrübungen, zu schriftlichen Arbeiten angehalten werden. Keiner kann Profeß werden, der nicht wenigstens vier Jahre Theologie gehört und strenge Prüfungen bestanden hat. Die Scholastiker sollen ein Kapital von körperlicher und geistiger Gesundheit besitzen; darum dürfen sie der nötigen Schlafzeit nicht beraubt und nicht viel zu häuslichen Diensten herangezogen werden, aber auch nicht zu anhaltend oder zur Unzeit studieren. Für Gebete und Bußübungen sollen sie nicht so viel Zeit verwenden wie die Novizen; denn, so heißt es in den Konstitutionen, ‚es wird Gott ebenso wohlgefällig, ja noch wohlgefälliger sein, wenn sie mit reiner Absicht, ihm zu dienen, auf die Studien sich verlegen, die ja sozusagen den ganzen Menschen in Beschlag nehmen'. Zu Priestern geweiht, sollen sie alle Mittel sich zu eigen machen, die das katholische Priestertum dem Seeleneifer bietet: Gebet und Meßopfer, Beichtstuhl, Predigt und Christenlehre, geistliche Übungen, Schriftstellerei. Ausdrückliche Erwähnung findet in den Gelübden der Professen und der formierten Koadjutoren die Unterweisung der

Kinder in den Anfangsgründen des Glaubens; denn gerade damit, sagt Ignatius, ‚wird den Seelen so viel genützt und Gott dem Herrn so sehr gedient'.

Die weiten Vollmachten, mit denen der Heilige Stuhl die apostolischen Arbeiter ausstattet, sind von diesen mit Klugheit und Zurückhaltung zu gebrauchen und in der ganz lauteren Absicht, nur den Seelen zu nützen. Das Arbeitsgebiet ist so weit wie die Welt. Die Professen sind durch ihr viertes feierliches Gelübde verbunden, auf des Papstes Wort überallhin zu gehen, auch ohne Reisegeld oder sonst etwas Zeitliches von ihm zu verlangen. So oft ein neuer Papst gewählt ist, muß ihm der General von diesem Gelübde und seinem Umfang Mitteilung machen. Der General kann alle, auch die Nichtprofessen, in jede Gegend schicken und zu jedem von den Ämtern, welche die Gesellschaft zu versehen pflegt. Sein Grundsatz muß dabei sein: ‚Je allgemeiner das Gute, desto göttlicher ist es.' Darum sind bei den geistlichen Dienstleistungen die vorzuziehen, durch die das Gute in weitere Kreise kann verbreitet werden: Bischöfe, Fürsten, Obrigkeiten, Gelehrte, Universitäten, große Völker.

Eine andere Tätigkeit berührt nicht so nahe das Seelenheil, ist aber in den Händen der Gesellschaft Jesu ein mächtiger Hebel dafür geworden: es ist die Unterweisung auswärtiger Schüler. Zu den ersten Gedanken des Stifters gehörte sie nicht; ursprünglich wollte er nur Pflanzstätten für seinen eigenen Orden. Die Novizen und die jungen Ordensmänner hatten in einer Universitätsstadt eine gemeinsame Wohnung; von dort aus besuchten sie die öffentlichen Vorlesungen. Bald erstarkte der Orden so weit, daß er daran denken konnte, seinen Nachwuchs in den Kollegien durch eigene Lehrkräfte heranbilden zu lassen. Endlich kam man durch das Verlangen der Gründer und Wohltäter dazu, auswärtige Schüler am Unterricht teilnehmen zu lassen oder auch Mittel- und Hochschulen zu übernehmen, die fast ausschließlich für Auswärtige bestimmt waren.

Auf diesem Boden bewegen sich denn auch bereits die Schulverordnungen der Konstitutionen. Sie umspannen das gesamte Schulwesen von der Abc-Schule bis hinauf zur Universität. Zuoberst steht unter den Lehrfächern die

Erklärung der Heiligen Schrift und die scholastische Theologie des hl. Thomas von Aquin. Die ‚Sentenzen' des Petrus Lombardus sind gleichfalls zu lesen; wenn es die Zeit erfordern sollte, dürfte mit Gutheißung des Generals und auf den Rat sehr erfahrener Männer auch ein anderes Lehrbuch der Theologie eingeführt werden. Auch das Kirchenrecht wird gelehrt, mit Ausnahme dessen, ‚was sich auf das Gerichtsverfahren in Streitsachen bezieht'. Weltliches Recht und Arzneikunde können von auswärtigen Lehrern vorgetragen werden. In der Philosophie ist Aristoteles der Meister. Das Gymnasium hat fünf Klassen: drei für die Grammatik, dann Humanität und Rhetorik. Neben dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen kann man auch Arabisch, Indisch und andere Sprachen lehren, wo dies von Nutzen ist. Mathematik und Geschichte dürfen nicht fehlen. Lesen und Schreiben zu lehren ist ein Liebeswerk, das der Orden keineswegs ausschließt. Wer Magister der freien Künste werden will, muß dreieinhalb Jahre Philosophie betrieben haben; für die theologische Doktorwürde ist gefordert, daß man zu den gewöhnlichen vier Studienjahren zwei weitere füge. Die Promotionen sind unentgeltlich, Doktorschmäuse der großen Kosten wegen untersagt.

Hoher Wert wird auf die sittliche Zucht der Jugend gelegt. Darum müssen die Klassiker, die man liest, von unehrbaren Dingen und Worten gesäubert sein. Ist ein Buch nicht verdächtig, wohl aber der Verfasser, so soll es nicht Schulbuch werden; denn sonst gewinnt man den Verfasser lieb, und sein Ansehen in dem, was er richtig sagt, könnte auf das übertragen werden, was er Unrichtiges behauptet. Wo gegen Unfleiß und schlechte Sitten Worte nichts fruchten, läßt man Schläge folgen; doch darf die Züchtigung nicht von einem Ordensmitglied vollzogen werden. Alle Schüler, auch die Universitätsstudenten, sollen wenigstens jeden Monat beichten; auch müssen sie jeden Tag dem Meßopfer beiwohnen, jeden Sonntag zur Predigt kommen, einmal in der Woche die Erklärung des Katechismus, ebenso einmal eine lateinische Erbauungsrede anhören, die einer der Schüler zu halten hat. Die Lehrer sollen im Unterricht wie auch außerhalb jede Gelegenheit benützen, ihre Schüler

zum Dienste Gottes anzuspornen und mit Liebe zur Tugend zu erfüllen. Im übrigen ist für die Schüler der Gesellschaft eine eigene Studienordnung zu verfassen und vom General gutzuheißen; dabei muß vieles dem Orte und der Zeit angepaßt werden. Außerdem soll jedes Kollegium seine eigenen, noch mehr ins einzelne gehenden Satzungen haben. In diesem Teile der Ordensverfassung wie in allen übrigen sind den Vorschriften oftmals die Worte beigefügt: ‚soweit es geschehen kann'. Das Wann und Wie ist häufig dem klugen Ermessen des Obern anheimgegeben. Offenbar hat für die Schulverordnungen der Konstitutionen das Unterrichtswesen von Paris, wo Ignatius und seine ersten Gefährten studiert hatten, zum Vorbilde gedient.

Das Wirken der Gesellschaft muß trotz seiner Mannigfaltigkeit und großen räumlichen Ausdehnung einheitlich bleiben. Dem dient die Gliederung des geistlichen Heeres in die verschiedenen Abteilungen der Novizen, Scholastiker, Laienbrüder, geistlichen Koadjutoren, Professen und deren stufenweise Unterordnung und Abhängigkeit sowie die Verbindung der einzelnen Häuser zu Provinzen und dieser zu Assistenzen unter einem gemeinsamen Haupte. Das Gehorchen und Befehlen soll in geordneter Reihenfolge von den Untergebenen zu den unmittelbaren und mittelbaren und höchsten Obern hinauf- und ebenso von diesen herabsteigen. Der Provinzial muß oft die Häuser visitieren.

Das eigentliche Geheimnis ihrer kraftvollen Einheit aber besitzt die Gesellschaft Jesu in der Machtfülle des Generals. Von der Generalversammlung des Ordens gewählt, hat unter allen Obern er allein sein Amt auf Lebenszeit; er ist es, der alle aufnehmen und alle entlassen kann, der nicht nur die Provinziale, sondern auch alle Rektoren der Probehäuser und der Kollegien ernennt und absetzt, die geistlichen Vollmachten und Gnaden mitteilt, einschränkt, zurücknimmt, die Generalversammlungen beruft und leitet. Ihm muß jedes dritte Jahr jede Ordensprovinz einen Vertrauensmann senden, der ihm vom Stande der Provinz Bericht erstattet. Zwar muß der General in wichtigen Geschäften den Rat der ‚Assistenten' anhören, die ihm, etwa vier an der Zahl, von der Generalversammlung an die Seite

gegeben werden, aber er ist nicht an ihren Rat gebunden. Anderseits ist aber doch wieder diese höchste Gewalt im Orden gemäßigt nicht nur durch die göttlichen und kirchlichen Gebote, sondern auch durch die Konstitutionen der Gesellschaft selbst; sie zu ändern ist nur die Generalkongregation des Ordens befugt. Diese höchste Instanz setzt sich zusammen aus dem General, seinen Assistenten, den Provinzialen und je zwei Professen, die in jeder Provinz von der aus dem Provinzial, den Rektoren und den andern Professen bestehenden Provinzialkongregationen gewählt werden. Auch hat die Generalkongregation allein das Recht, ein Kollegium aufzulösen. Der General ist angewiesen, der Tätigkeit der untergeordneten Obern einen weiten Spielraum zu lassen. Den Assistenten obliegt es, seine persönlichen Ausgaben zu überwachen; sie müssen verhüten, daß er durch zu strenge Lebensweise oder übermäßige Arbeit seine Gesundheit einbüße. Außerdem hat er einen vom Orden bestellten Admonitor zur Seite, der ihn, sei er nun zugleich von ihm zum Beichtvater gewählt oder nicht, im Notfall auf Fehler in seinem Benehmen oder seiner Amtsführung aufmerksam macht. Pflicht der Assistenten ist es auch, zu sorgen, daß einem arbeitsunfähigen oder unwürdigen General ein Koadjutor oder Nachfolger gegeben werde.

Als zweites einigendes Band des Ordens erscheint in der Verfassung die brüderliche Liebe. Gemeinsame Lebensweise, Gleichförmigkeit der Lehre in Predigten, Vorlesungen und Schriften, gegenseitige Aussprache auf Provinz- und Generalversammlungen sollen die Herzen vereinen. ‚In den Zeremonien' soll die Gesellschaft, ‚soweit es in den verschiedenen Gegenden tunlich ist, den römischen Gebrauch befolgen; denn dieser ist der allgemeinere, und er ist vom Apostolischen Stuhl in besonderer Weise angenommen'. Die Obern sollen in ihren Befehlen Wohlwollen, Bescheidenheit und Liebe zeigen, so daß sie mehr geliebt als gefürchtet werden. Den Provinzialen und Rektoren müssen immer einige Ordensgenossen bezeichnet sein, die sie in wichtigen Geschäften um Rat zu fragen haben, wenn auch die Entscheidung ganz in ihren eigenen Händen bleibt.

In ganz hervorragender Weise wußte Ignatius den brieflichen Verkehr zum Werkzeug der Ordensleitung und zum Bindemittel der Einheit zu gestalten. Sehr oft, zu bestimmter Zeit, muß der General von den Provinzialen und Rektoren, müssen die Provinziale von den Rektoren, die Rektoren von denen, die außerhalb des Hauses arbeiten, Berichte erhalten und ihrerseits Bescheid und Antwort senden. Außerdem soll man in jedem Hause des Ordens erfahren, was aus allen andern Tröstliches und Erbauliches gemeldet wird. Diesem Zwecke dienen zu bestimmten Zeiten in Umlauf gesetzte Briefe. Man behielt sich damit gegenseitig in der Erinnerung, gewann eine Übersicht über die verschiedenen Arbeitsfelder, lernte aus den Erfahrungen anderer, tröstete sich im Mißgeschick, spornte sich zu edlem Wetteifer an.

Neu und eigenartig war die Gesellschaft Jesu nicht bloß der Waffen wegen, die ihr der Stifter gab, sondern auch wegen des Rüstzeuges, auf das er sie verzichten hieß. Ihm lag der Gedanke fern, die Welt regieren zu wollen; er beabsichtigte nur, dem Oberhaupt der Kirche für deren Verteidigung und Ausbreitung eine allzeit marschbereite, leicht bewegliche Hilfstruppe zu bieten. Deshalb sollten diese Männer weder einen Bischofsstab führen noch durch regelmäßige Frauenseelsorge an einen festen Ort gebunden sein. Nachdem durch die Konstitutionen für das innerliche Leben der einzelnen feste Bürgschaften gegeben waren, glaubte Ignatius der neuen Aufgaben wegen manches äußerliche Schutzmittel ablehnen zu müssen, dessen der Ordensstand jahrhundertelang mit großem Segen sich bedient hatte. Dazu gehört die besondere Ordenstracht. Das Mönchsgewand war den Feinden der Kirche ein Greuel; noch mehr: befleckt durch Unwürdige und Abtrünnige, diente es selbst in manchen katholischen Strichen eher dazu, dem apostolischen Arbeiter Türen und Herzen zu verschließen, als sie zu öffnen. Ignatius verordnete, daß die Seinen sich nach Landesart kleideten; dabei sollen sie stets der Ehrbarkeit und der Armut eingedenk sein. Auch in der Kost und der sonstigen äußeren Lebensführung sollen sie sich an das Landesübliche halten, ohne zu besondern Fasten und andern

Bußwerken durch eine allgemeine Regel verpflichtet zu sein; in der Übung dieser Dinge solle vielmehr jeder sich nach der Weisung des Beichtvaters und des Obern richten.

Vom gleichen Geiste beseelt, tat Ignatius auch einen kühnen Schritt, den die Stifter des Theatinerordens noch nicht gewagt hatten, den noch Jahrzehnte nach seinem Tod manche fromme und gelehrte Männer ihm nicht verzeihen konnten: er machte trotz seiner persönlichen Neigung für das feierliche Chorgebet seinen Orden vollständig von diesem Gebete frei, damit er sich um so ungehinderter dem Predigen, Beichthören, Studieren und Unterrichten hingeben könnte; wer am Chorgebet sich erbauen wolle, der finde dafür, sagte er, Kirchen genug.

Es ist, als ob dem Gründer der Gesellschaft Jesu bei all diesen Maßnahmen das Wort des hl. Thomas von Aquin vor der Seele geschwebt hätte: ‚Die äußeren Strengheiten sind nicht die Hauptsache im Ordensleben. . . . Nicht der Orden steht höher, welcher mehr äußere Strengheiten hat, sondern der, dessen äußere Lebensweise verständnisvoller nach seinem besondern Ordenszweck eingerichtet ist.' Man hat dem hl. Ignatius nachgezählt, wie oft in seinen Konstitutionen das Wort ‚zur größeren Ehre Gottes', ‚zum größeren Dienste Gottes' vorkommt, und solche und ähnliche Ausdrücke an mehr als zweihundertfünfzig Stellen gefunden. Die Konstitutionen sind eben die Ausstrahlungen seiner Seele, und seine Seele war ganz Liebe, Liebe zu Gott und dem Nächsten.

Nach der Veröffentlichung der Konstitutionen war das Lebenswerk des großen Ordensstifters und Gesetzgebers im wesentlichen vollendet. Bei seinem Tode, am 31. Juli 1556, hatte sich der neue Orden bereits über vier Weltteile ausgebreitet. Die Zahl der Ordensangehörigen berechnete man schon 1554 auf etwa 1500, die Zahl der Niederlassungen im folgenden Jahre auf 65. Unter seinen Mitgliedern zählte man Doktoren von den ersten Universitäten und Edelleute aus den vornehmsten Familien. Als päpstliche Nuntien waren sie bis Irland, Polen, Ägypten und Japan vorgedrungen, als Theologen hatten sie auf dem Konzil von Trient geglänzt, als Prediger an den Universitäten zu

Löwen und Salamanca, an den Höfen von Valladolid, Brüssel, Wien Aufsehen erregt, als Missionäre das christliche Leben in Gegenden wieder auferweckt, wo es erstorben schien, als Jugenderzieher in unscheinbarer Tätigkeit eine neue Generation von eifrigen Katholiken vorbereitet. Auch die äußere Organisation des Ordens machte solche Fortschritte, daß er 1556 bereits zwölf Provinzen umfaßte. Dieser ganze mächtige Bau aber war in durchaus folgerichtiger Entwicklung erstanden aus dem Entschluß, den vor fünfunddreißig Jahren auf dem Krankenlager in Loyola ein bis dahin völlig weltlicher und wissenschaftlich ungebildeter Ritter faßte. Alles hatte sich aus unscheinbarem Keim entwickelt, trotz beständigem Widerspruch, trotz Verfolgung und Verleumdung.

DIE HL. THERESIA

Holzskulptur von Hernández. Valladolid, Museum. (Phot. J. Laurent, Madrid.)

TERESA DE JESÚS
UND DIE
REFORM DES KARMELITENORDENS

TERESA von Ahumada, oder wie sie mit ihrem Klosternamen heißt, Teresa de Jesús, geboren 1515 zu Ávila in Altkastilien, gestorben zu Alba de Tormes am 4. Oktober 1582, ist durch den innern Reichtum wie durch die Vielseitigkeit ihrer ganz einzigen Begabung eine der glänzendsten und liebenswürdigsten Erscheinungen der ganzen Kirchengeschichte. Ihre Schriften: eine vorbildliche Selbstbiographie, die Geschichte ihrer Klostergründungen, Briefe, Gedichte und Abhandlungen über Mystik, hat sie mit fliegender Feder aufs Papier geworfen, ihre Briefe im Drang der Geschäfte nach der ersten Niederschrift meist nicht einmal wieder überlesen, und doch behauptet sie wegen der ‚Reinheit, Schönheit und Anmut des Stils' und der ‚genialen Kraft des Ausdrucks' einen Ehrenplatz unter den Klassikern der spanischen Sprache. Auf dem Gebiete der mystischen Theologie gilt sie in der katholischen Kirche als eine Autorität ersten Ranges; niemand vor ihr hat die verschiedenen mystischen Zustände so eingehend beschrieben und so klar unterschieden, niemand nach ihr den von ihr gebotenen Beschreibungen wesentlich neue Beobachtungen hinzugefügt; höchstens ihr Schüler und Freund Johannes vom Kreuz kann der Meisterin in dieser Hinsicht an die Seite gestellt werden. Durch die Reform des Karmelitenordens endlich, dem sie

neue Schwungkraft verlieh, dem sie zum Teil ein neues Gepräge aufdrückte und neue Gebiete öffnete, tritt sie ebenbürtig in eine Reihe mit den großen Ordensstiftern des 16. Jahrhunderts.

Solch umfassende Vielseitigkeit beweist schon für sich allein, was Teresas Schriften überall bestätigen, daß sich bei ihr durchdringender Verstand, klares Urteil, die erstaunlichste Ruhe und Schärfe der Selbstbeobachtung in wunderbarer Mischung mit dem Blick des Gesetzgebers, mit Menschenkenntnis und Verständnis für die gewöhnlichen Bedürfnisse und Kleinigkeiten des Alltagslebens verbinden. Diesen außerordentlichen Gaben des Geistes reichen aber bei ihr noch größere Vorzüge des Charakters die Hand. Ihr ganzes Leben und wiederum ihre Schriften beweisen es. Durch und durch rein und edel, leicht entflammt für die höchsten sittlichen und religiösen Gedanken, und entschlossen, im Ringen um diese höchsten Güter mit Geistesfreudigkeit jedes Opfer zu bringen, mutig bei eintretenden Schwierigkeiten, ausdauernd im Leiden, zeigt sie die Kraft und Entschlossenheit des starken Mannes, aber auf der andern Seite auch die ganze Anmut und Liebenswürdigkeit einer edlen Frauenseele. Und gleichsam als ob es mit all diesen Vorzügen noch nicht genug wäre, verbindet sie mit dem allem eine Feinheit des Geistes und der Umgangsformen, um die jede Weltdame sie beneiden könnte.

Es läßt sich in Kürze nicht wiedergeben, man muß es selbst lesen, wie sie z. B. einer großen Wohltäterin, die ihr eine untaugliche Novizin aufdrängen möchte, ihren Plan widerrät, wie sie in den Streitigkeiten zwischen reformierten und nichtreformierten Karmeliten in den Briefen an den gemeinsamen Ordensgeneral die feine Linie zwischen freimütigen Vorstellungen und ehrfürchtigem Gehorsam einzuhalten weiß. Nie versagt ihr auch in den heikelsten Lagen das richtige Wort. Berühmt ist in dieser Hinsicht ihre erste Ansprache als neuernannte Oberin des Klosters der Menschwerdung zu Ávila. Sie hatte dies Kloster verlassen, um ihre Reform zu begründen; jetzt kehrt sie zum Mißvergnügen vieler wieder dorthin zurück, durch Machtspruch des Apostolischen Visitators mit Umgehung des

Wahlrechts der Nonnen zur Priorin und Reformatorin bestellt, und trotz alledem gelingt es ihr beim ersten Auftreten, durch ihren feinen Takt alle Herzen zu gewinnen.

Teresas hochherzige Natur offenbart sich schon in ihrer Kindheit, die sie in der reinen Luft des hochgelegenen Ávila verbrachte. Gleich einem heiligen Zauber schwebt der Name der wunderbaren Frau noch heute über den Granitbauten der von pittoresken Mauern und Türmen umrahmten Bergstadt, die zahlreiche Erinnerungen an ihre größte Tochter bewahrt. An der Stelle ihres Geburtshauses erhebt sich die Barockkirche S. Teresa, das Geburtszimmer ist in eine prächtig geschmückte Kapelle verwandelt. Erhalten ist noch das alte Hausgärtchen. Dort war es, wo die Siebenjährige mit ihrem ältern Bruder in der Heiligenlegende von dem Leiden und dem Triumph der Martyrer las; da machte der Gedanke auf sie besondern Eindruck, daß jene Helden des Christentums auf solchem Weg sich eine Herrlichkeit ohne Ende erwarben. ‚Für immer, immer', wiederholen sich die beiden, und bald sind auch Teresas Entschlüsse gefaßt: in kindlicher Einfalt macht sie sich mit dem Bruder auf den Weg ins Mohrenland, um sich dort mit dem Martertod ein Glück ohne Ende zu erkaufen. Von einem Oheim zurückgebracht, baut sie dann mit dem Bruder sich Einsiedeleien, in denen sie mit ihm den Rosenkranz betet. Doch nach dem frühen Tod der Mutter treten auch andere Einflüsse ihr nahe. Heimliches Lesen von Ritterromanen und der Umgang mit leichtfertigen Verwandten erwecken in ihr weibliche Gefallsucht und Neigung zu weltlichem Treiben; vor schwerem Fall bewahrt sie ihr hohes Ehrgefühl und ein natürlicher Edelsinn. Nur etwa ein Vierteljahr dauerte dieser Zustand; im Kloster der Augustinerinnen zu Ávila, dem der Vater die Vierzehnjährige zur Erziehung übergab, lebten die Eindrücke ihrer frommen Kindheit sehr bald wieder auf; jedoch entschloß sie sich erst nach schweren innern Kämpfen, selbst den Ordensstand zu ergreifen, und auch dann wählte sie nur ein Kloster milderer Richtung, das der Karmelitinnen zu Ávila. Es waren die Briefe des hl. Hieronymus, die sie bestimmten, ihren Entschluß dem Vater zu eröffnen, und mit dieser Eröffnung waren die

Würfel für sie gefallen: ehrenhalber hätte sie um alles in der Welt ein einmal gegebenes Wort nicht zurückgenommen.

Von 1535 bis 1562 gehörte jetzt Teresa dem Kloster der Menschwerdung zu Ávila an. Nachdem die Trennung von den Angehörigen, für sie ein Schmerz gleich einem Todeskampf, heldenmütig überstanden war, fühlte sie dauernde Freude in den Übungen des Ordenslebens; es begann für sie eine Zeit ernsten Tugendstrebens, aber auch schwerer Leiden und Kämpfe. In einer gefährlichen Krankheit brachten die scharfen Mittel einer Quacksalberin sie so weit, daß sie in eine viertägige Ohnmacht versank und ihr Grab schon geöffnet war. Nach diesem Anfall lag sie noch lange da, den Körper zu einem Knäuel zusammengeballt, die Zunge vor Schmerz zerbissen, ohne fremde Hilfe unfähig, außer einem einzigen Finger ein Glied zu rühren, und am ganzen Körper so empfindlich, daß die leiseste Berührung ihr unerträglich war.

Nach mehreren Jahren wieder genesen, sah sich Teresa nunmehr in eine lange Reihe innerer Kämpfe verwickelt. Das Kloster zu Ávila war ohne eigentliche Klausur; weil die Einkünfte bei der großen Anzahl von hundertfünfzig Nonnen kaum genügten, wurde der Verkehr mit Auswärtigen begünstigt. Namentlich die geistreiche Teresa wurde oft ans Sprechgitter verlangt, und sie fand Gefallen an weltlichen Unterhaltungen. Ein inneres Leben in tiefer Sammlung konnte bei diesen beständigen Zerstreuungen nicht gedeihen. So geriet die junge Ordensfrau in einen innern Zwiespalt hinein; sie fühlte sich angetrieben, nur mehr mit Gott und geistlichen Dingen sich zu beschäftigen, aber auf der andern Seite empfand sie auch noch Freude am Weltlichen. Erschüttert durch den Tod ihres Vaters, begann sie zwar wieder das betrachtende Gebet, auf das sie bereits verzichtet hatte, aber nur mit äußerster Überwindung vermochte sie darin auszudauern. Sie fand später ihren Zustand klar gezeichnet in jenen Abschnitten der Bekenntnisse des hl. Augustinus, in denen er sein Schwanken zwischen Gott und der Welt beschreibt; wie früher Hieronymus, dann während ihrer Krankheit Gregor d. Gr. Einfluß auf sie ausgeübt hatten, so war es jetzt wieder einer

der großen Kirchenlehrer, Augustinus, in der berühmten Schilderung seiner Bekehrung, an dessen Beispiel Teresa sich zu dem entscheidenden Entschluß entzündete. Schon vorher hatte eine Statue des wundenbedeckten Heilandes den tiefsten Eindruck auf sie gemacht und ihr Herz mächtig von der Freude an weltlichen Dingen abgezogen. Mit diesem Entschluß eröffnet sich für Teresa ein neuer Lebensabschnitt, die Zeit der innern mystischen Erlebnisse. Mit einem Mal fühlte sie sich ganz durchdrungen von der Gegenwart Gottes; ‚es war mir', so schreibt sie, ‚ganz und gar unmöglich, zu zweifeln, daß er in mir weile oder ich ganz in ihn versenkt sei'; sie fühlte dabei ihre Seele so erhoben, daß sie ganz außer sich selbst zu sein schien. Dann folgten Erscheinungen, in denen sie mit Christus und dem Himmel verkehrte und Belehrungen empfing; es war ihr, als ob ihre Seele plötzlich mit neuen, innern Sinnen, vergleichbar den Sinnen des Körpers, ausgestattet sei. Diese Visionen wendeten sich meist unmittelbar an den Verstand, später auch zugleich an die Einbildungskraft, niemals aber sah sie während ihrer Visionen etwas mit körperlichen Augen. Unnennbare Wonne durchdrang sie dabei; durch eine einzige Stunde dieser übernatürlichen Erkenntnis fühlte sie sich überreichlich belohnt für die jahrelange Mühe und Überwindung, mit der sie trotz aller Schwierigkeiten im Gebet ausgeharrt hatte.

Teresas innere Erlebnisse erlangten durch ihre Schriften, die in den Sprachen aller katholischen Völker eine fast unübersehbare Verbreitung fanden, eine Bedeutung, die weit über den engen Kreis der mystisch Begabten hinausreicht. Mystische Erfahrungen hat es freilich in der Kirche immer gegeben, seit der erste Martyrer Stephanus den Himmel offen sah und der Apostel Paulus in den dritten Himmel verzückt wurde; die Schriften der ersten Kirchenväter, eines Cyprian oder Origenes, berichten nicht selten davon; und obgleich Selbsttäuschungen und Erfindungen auf diesem dunklen Gebiet schon etwa in der montanistischen Bewegung sich geltend machten, so hielt doch die Kirche an ihrer Möglichkeit und in nicht ganz seltenen Fällen an ihrer Tatsächlichkeit fest. Das Christentum selbst ist eben

in seiner Lehre wie in seinem Kultus reich an Mysterien und beruht schließlich ganz auf dem Geheimnis aller Geheimnisse, dem Mysterium der heiligen Dreieinigkeit, denn es wirkt sich aus in der Sendung der zweiten und dritten Person in der Gottheit zur Belehrung und Erlösung der Menschheit und zur Einwohnung in der Seele des einzelnen; warum aber die Tätigkeit des Heiligen Geistes in den Seelen über die gewöhnlichen Gnadenwirkungen niemals hinausgehen dürfe, ist nicht abzusehen. So sind auch die großen Ordensstifter und Heiligen des 16. Jahrhunderts alle ohne Ausnahme mystisch begabt, freilich ohne daß bei ihnen die Papstgeschichte Anlaß hätte, auf diese Dinge näher einzugehen.

Bei Teresa dagegen liegen die Dinge wesentlich anders. Mögen vielleicht sämtliche mystischen Erscheinungen schon bei ihren Vorgängern sich belegen lassen, so ist doch vor ihr niemals das ganze Gebiet der Mystik nach allen seinen Stufen so eingehend dargestellt und in all seinen Einzelheiten so klar beschrieben worden. Teresa ist auf diesem Gebiete Entdeckerin, die kühn ein noch unbekanntes Meer durchsegelt und ein neues geistiges Reich für die Kirche erobert. Seit ihre Schriften vor ihrer Heiligsprechung kirchlich geprüft und als untadelhaft erfunden wurden, hat sie unter dem Schutz der Päpste ein solches Ansehen gewonnen, daß man sie, die Frau, die einzige ihres Geschlechts, mit den größten Kirchenlehrern vergleichen kann. Trotz der Fremdartigkeit des Gegenstandes darf deshalb der Geschichtschreiber der Päpste auch an Teresa der Mystikerin nicht achtlos vorbeigehen.

Die Tragweite dieser Schriften wie der ganzen Richtung, welcher Teresa Bahn gebrochen hat, ist vor allem aus ihrem Verhältnis zu der eigentümlichen Geistesströmung der Neuzeit zu verstehen und zu beurteilen. Die unleugbaren Kulturfortschritte des 16. Jahrhunderts führen zu Verirrungen und Übertreibungen, immer stärker erhebt jene Richtung ihr Haupt, die in Geld und Gut, Blüte von Handel und Gewerbe, Macht und Wohlstand die einzigen Werte des Menschenlebens erblickt, in der Wissenschaft nur mehr anerkennen will, was sich mit Händen greifen und durch Experimente

beweisen läßt, in der Politik nicht nur tatsächlich, sondern mehr oder weniger grundsätzlich Gerechtigkeit und Christentum beiseitesetzt und Macht für Recht erklärt. Mit erhöhtem Nachdruck mußte deshalb innerhalb der Kirche das Übernatürliche und Geistige betont werden, und daß in dieser Beziehung auch dem Fortschritt der Mystik eine Rolle zukam, liegt auf der Hand, denn sie schützte, vertiefte, stärkte den Glauben an das Übernatürliche im Christentum: dehnte die weltliche Richtung der Zeit ihr Gebiet nach der irdischen Seite ins Ungemessene aus, so erweiterte sich dementsprechend innerhalb der Kirche das Erkenntnisgebiet nach dem Überweltlichen hin. Wie immer die eine Übertreibung als Rückschlag eine andere hervorruft, so hatte ferner der immer stärker werdende Zug zum rein Irdischen in den kommenden Jahrhunderten eine übertriebene und falsche Mystik im Gefolge. Teresa hatte hier eine wichtige Sendung zu erfüllen; in den quietistischen Streitigkeiten z. B. konnte Bossuet sich gegenüber Fénelon gerade auf ihre Schriften als Beispiel einer kirchlich gebilligten Mystik berufen.

Eine besondere Bedeutung kommt Teresas Schriften auch für die Entwicklung des neueren Ordenswesens zu. Die religiösen Genossenschaften des Mittelalters suchten den Ordensgeist zu schützen namentlich durch Abschluß nach außen, durch körperliche Strengheiten und lange mündliche Gebete. Die neueren Orden, die ihrer ganzen Anlage nach meist vorwiegend zur Seelsorge und zur Einwirkung auf die Welt bestimmt sind, konnten diese Mittel nicht mehr in gleichem Maßstab zur Anwendung bringen, sie mußten den Ausfall durch Steigerung des innern Gebetslebens zu ersetzen suchen, an Stelle des mündlichen Chorgebets wird das innerliche, betrachtende Gebet mehr betont. Auf diesem Gebiet war vor allem Ignatius von Loyola durch seine Exerzitien der berufene Lehrer; daß aber auch die Entwicklung der Mystik und ihre Meisterin Teresa den Zug zum innerlichen Leben mächtig förderten, liegt auf der Hand. Die verschiedensten Orden haben sich um Teresas Verherrlichung und die Verbreitung ihrer Schriften bemüht; es dürfte nicht nur in äußern Rücksichten seinen Grund

haben, daß einer der größten Ordensstifter der Neuzeit, Alfons Maria von Liguori, keinen Brief schreibt, ohne auch ihren Namen an die Spitze zu setzen. Übrigens sind Teresas Schriften voll von Belehrung auch für das gewöhnliche christliche Leben.

Um die Erklärung der mystischen Zustände sich zu bemühen, ist nicht Sache des Geschichtschreibers. Aber Teresa ist als Mystikerin eine so merkwürdige und geradezu einzige Erscheinung, daß er sich der Aufgabe nicht entziehen kann, ihr Bild auch nach dieser Seite hin in seiner ganzen Eigenart zu zeichnen, selbst auf die Gefahr hin, daß ihr Wesen sich dann noch geheimnisvoller darstelle, als es ohnehin schon ist.

Teresa gehört nämlich keineswegs zu jenen, die sich dem bunten Spiel ihrer Einbildungskraft ohne Urteil und Widerstand hingeben. Sie warnt davor, die erste beste Schaumblase der Einbildung als eine Vision zu betrachten; sie verweist auf Beispiele von Täuschungen in dieser Hinsicht und fügt bei, es sei ihr unverständlich, wie manche Leute sich einreden könnten, etwas zu sehen, was sie in Wirklichkeit nicht sehen. Namentlich ist sie sich darüber klar, daß übertriebenes Fasten und Nachtwachen Zustände herbeiführen kann, die von Unkundigen mit Entzückungen verwechselt werden; in solchen Fällen pflegte sie ihre Untergebenen durch kräftigere Nahrung und längere Nachtruhe zu heilen. Überhaupt hat Teresas Wesen durchaus nichts Überspanntes. Die Klarissen von Madrid, bei denen sie vierzehn Tage weilte, waren hoch erfreut, in ihr eine Heilige gefunden zu haben, die man nachahmen könne, denn sie esse und schlafe und rede wie alle andern. Man kann Dutzende ihrer Briefe an Familienmitglieder oder ihre Ordensschwestern durchlesen, ohne auf eine Spur von der mystischen Anlage der Verfasserin zu treffen; sie wandelt hier ganz und gar nicht über den Wolken, sondern zeigt sich durchaus nur verständig, von nüchternem Urteil, teilnahmsvoll, besorgt für das Kleinste, was ihre Verwandten oder Untergebenen betrifft, so daß sie es nicht verschmäht, Ratschläge gegen Zahnschmerz u. dgl. anzugeben und einen vielgerühmten Küchenofen der Prüfung zu empfehlen.

Daß weiterhin Teresa mit voller Aufrichtigkeit und Treue über ihre innern Erlebnisse berichtet, wird kaum jemand bezweifeln wollen, der ihre Schriften kennt. Sie beschreibt wirklich Erlebtes, nicht Erfundenes, das ist der Eindruck, der sich jedem Leser unwiderstehlich aufdrängt; sie verlangt nicht nur von andern die genaueste Wahrheitsliebe, sondern stellt diese Forderung auch an sich selbst und ist deshalb offensichtlich bemüht, sich so klar und wahrheitsgetreu wie nur möglich auszudrücken. Oft sucht sie das Wesen der mystischen Erlebnisse durch Vergleiche klarzumachen, unterläßt aber dabei nicht, die Punkte anzugeben, in denen der Vergleich nicht zutrifft; wo sie auch in Kleinigkeiten, z. B. in Zeitangaben, ihrer Sache nicht sicher ist, versäumt sie es nicht, die Unsicherheit anzumerken.

Ferner legt Teresa auch den mystischen Erlebnissen kein übermäßiges Gewicht bei. Die Liebe zu Gott, so bemerkt sie öfters, bestehe nicht in Tränen und süßen Gefühlen, sondern darin, daß man Gott diene in Gerechtigkeit, mit männlicher Entschlossenheit und Demut. Demgemäß bat sie Gott bei ihren ersten mystischen Erfahrungen, er möge sie lieber auf einem andern Weg führen; und auch später noch versuchte sie, nahenden Verzückungen Widerstand entgegenzusetzen, freilich fast immer vergebens, denn es war ihr, als ob ein Adler sie packe und mit sich emporreiße. Derartige Dinge verleiteten sie aber nicht zur Selbstgefälligkeit; der Grund, weshalb gerade sie vor andern auf so ungewöhnlichem Wege geführt werde, lag ihrer Meinung nach in ihrer Schwäche, die einer außerordentlichen Stütze bedürfe.

Ihre mystischen Erfahrungen wurden für Teresa die Quelle großer Leiden. In ihrer Umgebung hielt man anfangs alles für teuflischen Trug, und die Besorgnis, vielleicht ein Spielball des bösen Geistes zu sein, brachte sie in die furchtbarste innere Bedrängnis. Die ersten, die sie beruhigten, waren einige Jesuiten, unter deren Leitung sie sich in den ersten schwierigen Jahren ihres neuen Lebens gestellt hatte; in der Gesellschaft Jesu, sagte sie deshalb später, sei sie erzogen und habe sie das Leben erhalten.

Größere Erleichterung kam ihr durch Petrus von Alcántara; aber auch dann noch war mitunter die Erinnerung an alle mystischen Wonnen wie aus ihrem Gedächtnis entschwunden, sie fühlte sich körperlich und geistig aufs äußerste bedrängt. Als vollends eigentliche Ekstasen sich einstellten, war gerade während und infolge solcher Gnadenerweise ihr gewöhnlicher Zustand der eines tiefen Seelenschmerzes, den sie mit dem Todeskampf vergleicht. Die Beschaulichen, so bemerkt sie überhaupt, würden von Gott auf beschwerlichem Wege geführt und hart behandelt, die mystischen Wonnen seien nur als ein Gegengewicht gegen sonst unerträgliche Leiden aufzufassen.

Trotz aller anfänglichen Zweifel war Teresa später über die Echtheit ihrer mystischen Erfahrungen beruhigt. Während der Dauer solcher Erlebnisse erscheine es handgreiflich, sagte sie, daß sie keine natürliche Ursache haben könnten; die gewaltige Veränderung zum Bessern, die durch die mystischen Begnadigungen in ihr vorgegangen sei, verrate ebenfalls die Hand Gottes. In kürzester Zeit bereichere während solcher Erlebnisse Gott die Seele mit Schätzen, die sie mit aller Anstrengung in zwanzig Jahren sich nicht hätte erarbeiten können; sie fühle sich durchdrungen von der Geringschätzung alles rein Irdischen und von unbezwinglichem Mut, Großes für die Ehre Gottes zu unternehmen.

Es brauchte in der Tat eines mehr als gewöhnlichen Mutes, um sich an die Aufgabe zu wagen, die Teresa jetzt in die Hand nahm und glücklich durchführte: die Reform des ganzen Ordens, dem sie angehörte.

Die Versuche, den Karmelitenorden wieder auf seine ursprüngliche Höhe zu erheben, begannen schon im 15. Jahrhundert. Der Ordensgeneral Johannes Soreth (1451—1471) errichtete in vielen Provinzen eigene Klöster, in denen sich die eifrigeren Mönche sammeln konnten; meist aber wurden zu demselben Zweck eigene Reformkongregationen gebildet, so 1431 die Kongregation von Mantua, 1499 die von Albi, 1514 eine andere von Monte Oliveto bei Genua. Die Erfolge all dieser Bemühungen blieben indes nach Zeit und Ort beschränkt; die Reformkongregationen hatten sogar etwas

Mißliches, weil sie den Orden in verschiedene Teile zerrissen. Namentlich die Sondervereinigung von Albi führte zu ernsten Zerwürfnissen; ihr Urheber, Ludwig von Lyra, wurde vom Generalkapitel 1503 mit dem Kirchenbann belegt, seine Anhänger jedoch hielten an ihren Bestrebungen fest. Es kam zu ärgerlichen Streitigkeiten. Gregor XIII. hob endlich 1584 die Kongregation auf. Diese Wirren hatten zur Folge, daß auch manche Wohlgesinnte von der Bildung neuer Vereinigungen im Ordensganzen nichts wissen wollten oder ihr mißtrauisch gegenüberstanden. Teresa mußte in dieser Beziehung harte Erfahrungen durchmachen. Dennoch starb der Eifer für die Erneuerung des Ordensgeistes nicht aus. Gleichzeitig mit Teresa fühlte sich z. B. eine fromme Witwe, Maria von Jesus, die eben bei den Karmelitinnen zu Granada eingetreten war, von Gott zur Errichtung eines Reformklosters berufen. Sie pilgerte zu Fuß nach Rom, erhielt die nötigen päpstlichen Vollmachten und führte ihren Plan 1563 durch. Ein Reformkloster des männlichen Ordenszweiges entstand in Aragonien durch Jaime Montaner; es erhielt 1565 die Billigung des Ordensgenerals Rossi.

Die nächste Veranlassung für Teresas Reformbestrebungen liegt wieder auf mystischem Gebiete. Eines Tages fühlte sie sich mit Leib und Seele in die Hölle versetzt und sah den Platz, an den ein Leben ohne entschiedenen religiösen Eifer sie zuletzt geführt hätte. Den entsetzlichen Eindruck, den diese Vision auf sie machte, betrachtete sie als eine der größten Gnaden ihres Lebens; alle irdischen Leiden erschienen ihr von nun an nicht mehr der Rede wert; Dankbarkeit gegen Gott, Bereitwilligkeit, für ihn Großes zu tun und zu leiden, Mitleid mit den vielen, die sich durch ihre Sünden einen so schrecklichen Aufenthalt bereiten, Verlangen, durch ein strenges Leben von Gott Gnade für die Sünder, namentlich die Irrgläubigen in Frankreich, zu erhalten, erfüllten sie ganz und gar. Zunächst beschloß sie deshalb, ihre Ordensregel auf das genaueste zu beobachten. Neue Visionen und die günstige Gesinnung von Freundinnen, die ihr einige, wenn auch unzureichende Geldmittel zur Verfügung stellten, richteten Teresas Gedanken auf die

Gründung eines eigenen Klosters strengster Richtung. Ihr Ordensprovinzial gab die nötige Erlaubnis, Petrus von Alcántara und der große Dominikaner Ludwig Bertrand ermutigten sie.

Doch nun erhob sich ein unbeschreiblicher Sturm gegen Teresa. Man behandelte sie wie eine Närrin. Eine Klostergründung, zu der man nicht die nötigen Mittel in der Hand hatte, erschien allen als der hellste Wahnsinn; Teresa selbst vermochte manchen Gründen ihrer Gegner nichts entgegenzusetzen. Der Provinzial zog seine Erlaubnis zurück, und Teresas Beichtvater, der Jesuit Álvarez, verbot ihr daraufhin, irgend etwas in der Sache zu tun. Bis zum Widerruf des Befehls sah sich Teresa sechs Monate lang zur Untätigkeit verurteilt. Wenn die Reform nicht schon gleich in den ersten Anfängen erstickt wurde, so ist es nur dem Eingreifen des Papstes Pius IV. zuzuschreiben. Teresas Berater, der Dominikaner Ibáñez, erwirkte für sie ein Dekret des Großpönitentiars Ranuccio Farnese mit der Vollmacht für die ersehnte Gründung. Unterdes ließ Teresa durch ihre Schwester unter der Hand ein kleines Haus kaufen. Ganz unerwartet kam durch ihren Bruder ihr aus Peru eine bedeutendere Geldsumme zu. Am 25. August 1562 wurde das kleine St. Josephskloster zu Ávila eröffnet, der Grundstein einer sehr wichtigen Ordensreform. Wiederum brach jetzt ein neuer Sturm los; Teresa wurde von ihrer Priorin in das Kloster von der Menschwerdung zurückgerufen, der Stadtrat von Ávila beschloß die Unterdrückung der neuen Gründung. Anstoß erregte es namentlich, daß Teresa nach dem Zusammentreffen mit der erwähnten Maria von Jesus ihrem Kloster keine festen Einkünfte gestatten wollte. Doch erlangte sie die Bestätigung ihrer Anordnung durch die Pönitentiarie. Gestützt auf die beiden päpstlichen Erlasse, die durch eine Bulle Pius' IV. gebilligt wurden, vermochte sie allen Angriffen die Spitze zu bieten. Als ihr Anwalt vor dem Stadtrat von Ávila hatte der berühmte Dominikanertheolog Dominikus Bañez ihre Sache siegreich durchgefochten.

In dem neuen Kloster, das Teresa dem Bischof von Ávila, nicht dem Ordensgeneral unterstellte, erlebte sie nun bis

1567 die fünf friedlichsten Jahre ihres Lebens. Die Karmelitenregel wurde dort ohne die von den Päpsten zugestandenen Milderungen in ihrer ursprünglichen Strenge beobachtet und von Teresa sogar noch durch Konstitutionen verschärft. Diese Strenge aber war ganz eingetaucht in den apostolischen Geist, der für Teresa bezeichnend ist und den sie ihren Untergebenen einzuflößen suchte; alle ihre Gebete und Opfer sollten sie Gott darbringen, um die Priester in der Bekehrung der Sünder, der Irrgläubigen und Heiden zu unterstützen. Teresas Verlangen, in dieser Hinsicht etwas für die Ehre Gottes tun zu können, wurde namentlich durch den Besuch eines Franziskanermissionärs aus Indien, Francisco Maldonado, entzündet, der ihr von den traurigen Zuständen in der indischen Heidenwelt erzählte.

Kurz darauf kam der Ordensgeneral der Karmeliten, Giovanni Battista Rossi, nach Ávila. Philipp II. hatte sich, um seine Reformbestrebungen gefördert zu sehen, für Rossis persönliche Anwesenheit in Spanien bemüht, Pius V. durch Breve vom 24. Februar 1566 seine Einwilligung kundgegeben. In Andalusien hielt Rossi am 20. September 1566 ein Ordenskapitel ab, ernannte einen neuen Provinzial und erließ Reformvorschriften. Im folgenden Jahre tat er das gleiche in der Ordensprovinz Kastilien. Auf Teresas Einladung besuchte er auch das Reformkloster zu Ávila. Aufs höchste erfreut, hier den Karmelitenorden wieder in seiner alten Blüte zu sehen, eröffnete Rossi dem Eifer und Tätigkeitsdrang Teresas ein weites Feld, indem er ihr Vollmacht erteilte, noch andere Reformklöster zu gründen; später schrieb er ihr, sie möge so viele stiften, als sie Haare auf dem Kopf habe. Mit ihrem gewöhnlichen Mut umfaßte Teresa auch diesen Auftrag und erweiterte ihn sogar noch. Denn kaum hatte der General Ávila verlassen, als ihr der Gedanke kam, den noch zu gründenden Nonnenklöstern werde eine Stütze in Reformklöstern des männlichen Ordenszweiges notwendig sein; es müsse also ebensowohl Hand an die Reform der Karmeliten wie an die der Karmelitinnen gelegt werden. Auch auf dieses Vorhaben ging Rossi ein, aber nur mit einer Einschränkung: er erteilte Vollmacht zur Gründung von nur zwei Männerklöstern und nur für

die Provinz Kastilien, nicht aber für Andalusien; die Erinnerung an die üblen Folgen der früheren Kongregationsbildungen innerhalb des Ordens mag diese Einschränkung wenigstens zum Teil erklären.

An Vollmachten hatte jetzt Teresa keinen Mangel mehr, wohl aber fehlten ihr die nötigsten Geldmittel. Doch sie wußte Rat. In Medina del Campo war ihr ehemaliger Beichtvater, Baltasar Álvarez, Rektor des Jesuitenkollegs; durch seine Vermittlung besiegte sie die Einwendungen der kirchlichen und bürgerlichen Behörden. Eine junge Dame, die im Josephskloster zu Ávila wegen Raummangels keine Aufnahme gefunden hatte, gab Geldmittel her; Teresa wagte daraufhin, was der Bischof von Ávila und manche ihrer Freunde für eine Torheit hielten, eine Niederlassung in Medina zu beginnen, zunächst freilich nur in äußerst dürftigen Formen.

Der gelungene erste Versuch hatte für die mutige Klostergründerin noch eine weitere Folge. Der Prior der Karmeliten zu Medina, Antonio de Herida, der sie beim Ankauf des neuen Klosters unterstützt hatte, erklärte sich bereit, die Reform anzunehmen, und was wichtiger war, er brachte einen andern und Größeren mit ihr in Beziehung, den noch jugendlichen Juan de Yepes, oder wie er sich später nannte, Juan de la Cruz. Geboren 1542 als jüngster Sohn eines armen Seidenwebers zu Fontiberos, hatte Juan namentlich nach dem frühen Tode des Vaters im Kampf um das tägliche Brot reichlich Gelegenheit, Not und Leid zu verkosten und sich an ein hartes Leben zu gewöhnen. Zu den Entbehrungen kam die Demütigung, denn er erwies sich als durchaus ungeschickt zu einem Handwerk. Der Leiter eines Hospitals zu Medina nahm sich seiner an. In niedrigen Dienstleistungen verlebte Juan bei ihm sieben Jahre, während deren er nebenbei die Jesuitenschule besuchte und dort gute Fortschritte machte. Im Jahre 1563 trat er bei den Karmeliten zu Medina ein und nahm den Namen Johann vom hl. Matthias an. Nach der Gelübdeablegung erhielt er die Erlaubnis, die ursprüngliche Regel ohne Milderung zu beobachten. Damit noch nicht zufrieden, dachte er in seinem Verlangen nach äußerster Strenge des Lebens daran, den

Karmelitenorden zu verlassen und sich den Kartäusern an zuschließen. Teresa überzeugte ihn jedoch bei ihrer Zusammenkunft zu Ávila, daß es Gott wohlgefälliger sei, wenn er in dem einmal erwählten Orden ein vollkommenes Leben führe. Ihr Hauptwerkzeug für die Erneuerung des männlichen Zweiges ihres Ordens hatte sie damit gewonnen. In einem kleinen Dörfchen von zwanzig Feuerstellen, namens Duruelo, stellte ein Edelmann ein äußerst ärmliches Haus zur Verfügung; dort begannen am 28. November 1568 Antonio de Herida und Juan de la Cruz das Klosterleben nach der Weise der unbeschuhten Karmeliten.

Unterdessen hatte Teresa in dem einen Jahr 1568 zwei weitere Nonnenklöster, zu Malagón und Valladolid, errichtet. Überhaupt ist sie von nun an in einen ganz neuen Lebensabschnitt eingetreten. Die mystischen Erlebnisse dauern noch fort, sie ersteigt sogar noch immer höhere Stufen, aber vor allem ist es doch nunmehr Teresa die Klosterstifterin, die Erneuerin ihres Ordens, welche die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Ihr Ruf hat sich über Spanien verbreitet: bald ist es ein Mitglied des hohen Adels, bald ein frommer Kaufmann, der ihr ein Haus anbietet. In verhängtem Wagen, der ihr das Kloster ersetzen muß, reist sie dann an Ort und Stelle; bald ist sie im Herzen von Spanien in Toledo oder Segovia, bald hoch im Norden zu Burgos oder Palencia, bald wieder im tiefsten Süden zu Sevilla oder Granada. Meist nach langwierigen Verhandlungen, unter vielen Schwierigkeiten gelingt es ihr, ein neues, anfangs sehr ärmliches Kloster zu errichten, das sich dann bald festigt und entwickelt. Abgesehen von dem Reformkloster zu Ávila hat sie in dem kurzen Zeitraum von 1567 bis 1582 nicht weniger als 16 andere Nonnenklöster ins Dasein gerufen, und dabei war in dieser Zeit ihre Tätigkeit als Stifterin zweimal jahrelang unterbrochen.

Die erste Pause, von 1572 bis 1574, hängt mit Gregors XIII. Bemühungen um die Reform der beschuhten Karmeliten zusammen. Der Besuch des Ordensgenerals Rossi in Spanien hatte die gewünschten Erfolge nicht erzielt; auf Philipps II. Drängen übertrug nun der Papst zwei Dominikanern eine neue Visitation: Pedro Hernández sollte

die Karmeliten von Kastilien, Francisco de Vargas die von Andalusien reformieren. Hernández begann sein Amt in Pastrana; was er hier von Teresa hörte, erfüllte ihn mit Bewunderung, die für die Klostergründerin die vielleicht unliebsame Folge hatte, daß er sie zur Priorin ihres alten Klosters von der Menschwerdung zu Ávila bestellte. Dagegen bedeutete es für sie eine mächtige Förderung, daß Hernández in Madrid vor dem König und dem Nuntius Ormaneto ihr Lob verkündete.

Ormanetos Gunst kam der Reform Teresas namentlich für die Entwicklung des männlichen Ordenszweiges zugute. Dem ersten Männerkloster zu Duruelo, das bald nach Mancera verlegt wurde, gesellte sich 1569, wiederum durch Teresas persönliche Bemühungen, ein zweites zu Pastrana zu. Nach der Anordnung des Ordensgenerals Rossi durfte ihr Gründungseifer über die Zahl von zwei Männerklöstern nicht hinausgehen; sehr erwünscht wäre es aber den reformierten Karmeliten gewesen, wenn sie in der Universitätsstadt Alcalá zur Ausbildung jüngerer Ordensglieder ein Kolleg besessen hätten. Mit Vollmacht des Visitators Hernández kam ein solches 1570 wirklich zustande; in den beiden folgenden Jahren errichteten die reformierten Karmeliten, wiederum mit Ermächtigung des päpstlichen Visitators Vargas, ohne Teresas Beteiligung vier weitere Männerklöster in Andalusien. Die Zugeständnisse des Karmelitengenerals, die sich nur auf Klöster in Kastilien bezogen, waren hierin abermals überschritten; zudem hatte Vargas die Unklugheit begangen, den Karmeliten von der milden Richtung ein Kloster zu nehmen und es den reformierten zu übertragen.

Mit steigender Unruhe hatten die Karmeliten der milden Richtung das Anwachsen der Reform beobachtet, die ihnen ihre besten Leute wegnahm. Endlich erlangte der Ordensgeneral Rossi ein päpstliches Breve, vom 13. August 1574, das den beiden Dominikanern ihre Vollmachten als Visitatoren entzog; die Veröffentlichung des Erlasses verschob er auf das Generalkapitel des folgenden Jahres.

Doch die Reform fand einen Verteidiger in dem Nuntius zu Madrid. Auf die Kunde von dem päpstlichen Erlaß gab

Ormaneto dem Dominikaner Vargas sein Amt als Visitator zurück; sein Recht zu diesem Schritt schien ein Schreiben des päpstlichen Staatssekretärs Galli anzuerkennen, der auf Ormanetos Anfrage bestätigte, daß die Vollmachten des Nuntius durch jenes Breve nicht beeinträchtigt würden. Ferner gesellte Ormaneto dem Vargas als Genossen in seinem Amt den Reformkarmeliten Jerónimo Gracian bei. Gracian war ein sehr begabter und eifriger Mann, von dem Teresa, nachdem sie ihn zu Veas gesprochen, mit wahrer Begeisterung redet. Allein er war erst achtundzwanzig Jahre alt, erst wenige Jahre im Orden, und es hatte etwas Gehässiges, daß ein Vertreter der eben erst aufgekommenen Reform das Richteramt über die ältere Richtung im Orden ausüben sollte. Bald erweiterte Ormaneto noch die Vollmachten Gracians, indem er ihn zum Visitator der unbeschuhten Karmeliten auch in Kastilien machte, denn als Gefährte von Vargas besaß er nur über Andalusien Gewalt.

Beim Herannahen des geplanten Ordenskapitels von Piacenza erwirkte der Ordensgeneral ein päpstliches Breve, vom 15. April 1575, in dem die Mahnung ausgesprochen wurde, die wahre Ordensobservanz überall hochzuhalten und einzuführen, das aber auch die Vollmacht zum Einschreiten gegen Obere und Klöster verlieh, die gegen die Ordensgesetze aufgestellt oder errichtet seien. Wohin das zielte, machte das Generalkapitel zu Piacenza offenbar: es beschloß in den Pfingsttagen 1575 die Unterdrückung der Niederlassungen, welche die reformierten Karmeliten außerhalb Kastiliens errichtet hatten, und befahl den Insassen, sich innerhalb dreier Tage in ihre alten Klöster zurückzubegeben. Der Portugiese Tostado wurde als Visitator zur Ausführung des Beschlusses nach Spanien gesandt; er trug sich mit dem Plan, die Reform überhaupt zu vernichten. Die Akten des Kapitels enthalten nichts über die Nonnenklöster. Teresa erhielt Ende 1575 den Befehl, sich ein Haus ihres Ordens als ständigen Aufenthalt zu wählen; weder sie selbst noch eine andere Karmelitin von der Reform sollte in Zukunft ihr Kloster verlassen dürfen. Teresa wählte Toledo; von 1576 bis 1580 ruhte zum zweiten Mal ihre Tätigkeit als Klostergründerin.

Im übrigen machten sich einstweilen die Beschlüsse von Piacenza noch nicht so stark fühlbar. Die bisherigen Ordensvisitatoren übten ihre Gewalt auf Grund päpstlicher Vollmachten, gegen sie konnte Tostado also nicht ohne weiteres sich geltend machen. Ormaneto stand aufseiten Teresas und ihrer Freunde; solange er lebte, war von Tostado nicht viel zu fürchten, sondern konnte im Gegenteil die Reform noch weitere Schritte zu ihrer Festigung wagen. Schon längst nämlich betrachtete es Teresa als einen großen Übelstand, daß der männliche Zweig der reformierten Karmeliten von den Nichtreformierten abhängig sei. In einem Schreiben vom 19. Juli 1575 wandte sie sich deshalb unmittelbar an den König; es sei, so führte sie aus, unbedingt notwendig, daß die reformierte Richtung ihren eigenen Provinzial erhalte, Gracian sei dazu der richtige Mann. Ormaneto erfüllte daraufhin nicht nur ihre Wünsche, sondern bestellte, gleichsam zum Trotz gegen die Beschlüsse von Piacenza, Gracian auch noch zum Visitator und Reformator für den nicht reformierten Ordenszweig in Andalusien. Es war das ein gewagter und wohl unkluger Schritt. Als der neuernannte Visitator im Kloster der Nichtreformierten zu Sevilla sich vorstellte, fand er ernsten Widerstand, so daß Ormaneto mit dem Kirchenbann einschreiten mußte. Beim Fortgang der Reform sandten die dadurch Bedrohten zwei Abgeordnete nach Rom mit der Bitte, Gracians Vollmachten zu widerrufen; nach den Ordenskonstitutionen, so stellten sie vor, seien für das Amt des Visitators zehn Jahre im Orden erfordert, Gracian habe deren erst drei. In Kastilien hielten sie unter dem dortigen Provinzial Salazar ein Kapitel ab, dessen Beschlüsse auf die Vernichtung der Reform abzielten; die beiden Richtungen sollten sich danach nicht durch die Kleidung voneinander unterscheiden, und ihre Anhänger sollten nebeneinander in denselben Häusern jeder nach seiner Regel leben. Natürlich mußte, wenn diese Beschlüsse durchdrangen, nach einiger Zeit die Reformrichtung sich im übrigen Orden auflösen.

Auf Ormanetos Wunsch hatten die reformierten Karmeliten einige Abgeordnete zu der Versammlung gesandt und Einspruch gegen jene Beschlüsse erhoben. Von ihren

Rechten als selbständige Provinz machten sie jetzt Gebrauch, indem sie auch ihrerseits ein Kapitel zu Almodovar abhielten, auf dem namentlich die neuen Ordenskonstitutionen für die Unbeschuhten eingeführt wurden, was die bisherige Verschiedenheit zwischen den einzelnen Klöstern beseitigte.

Entworfen war die neue Gesetzgebung von Gracian, aber ganz in Teresas Geist und nach ihrem Rat. Überhaupt war der Einfluß Teresas durch ihre Verbannung nach Toledo nicht brachgelegt worden. Von allen Seiten fragte man sie um Rat, und nach allen Seiten sandte sie ihre Briefe, an den König, den Ordensgeneral, an die Hauptvertreter der Reform und die Nonnenklöster ihrer Gründung, überall ermutigend zum Aushalten und übergroßen Eifer mäßigend. Sie selber sagt, sie habe sich überanstrengt mit Briefschreiben und nicht selten bis in die Nacht hinein die Feder geführt. Namentlich betonte sie damals, man müsse nach dem Beispiel der Gegner ebenfalls Gesandte nach Rom abordnen, die Nichtreformierten möchten sonst durch einseitige Darstellung des Sachverhalts alle möglichen Breven erlangen; zugleich könnten die Abgeordneten beim Ordensgeneral oder dem Papste die Trennung von den Nichtreformierten und die Errichtung einer eigenen Ordensprovinz durchsetzen. Sie drängte zur Eile; Mathusalem — Deckname für Ormaneto — sei durchaus für die Trennung; sie begreife also nicht, weshalb man zögere; das heiße die günstige Gelegenheit sich aus der Hand entschlüpfen lassen.

Trotz Teresas Drängen verzögerte sich die Gesandtschaft nach Rom und die günstige Gelegenheit entschlüpfte wirklich. Am 18. Juni 1577 starb der Nuntius Ormaneto, der große Freund der Reform; an seine Stelle trat Filippo Sega, der Teresa für eine ruhelose Abenteurerin hielt und ihre Klostergründungen als rechtlich ungültig betrachtete. Er begünstigte demgemäß Tostado, entsetzte Gracian seines Amtes und übertrug die Visitation der Reformklöster den nichtreformierten Karmeliten mit dem Auftrag, weitere Gründungen im Sinne Teresas zu verhindern. Die Nonnen des Menschwerdungsklosters zu Ávila wurden als Exkom-

munizierte behandelt, weil sie Teresa zur Priorin gewählt hatten, Juan de la Cruz in hartem Gefängnis gehalten. Doch mußte Tostado wegen der Ungunst Philipps II. Spanien im Mai 1578 verlassen.

Zur äußern Befehdung gesellten sich noch innere Schwierigkeiten. Man war sich nicht klar darüber, ob der Nuntius das Recht besitze, Gracian seiner Vollmachten zu entkleiden. Rechtskundige Theologen, die Teresa zu Rate zog, verneinten die Frage. Der König erklärte in einem Erlaß an die Magistrate, wahrscheinlich nach vorheriger Anfrage in Rom, Segas Verfügungen über die Orden als ungültig. Die Verwirrung stieg aufs höchste, als Gracian zum größten Schmerz Teresas sich verleiten ließ, am 9. Oktober 1578 ein zweites Provinzialkapitel nach Almodovar zu berufen, hier auf Grund angeblicher päpstlicher Vollmachten die Trennung der reformierten Karmeliten von den übrigen auszusprechen, ihnen einen eigenen Provinzial zu geben und die längst geplante Gesandtschaft nach Rom endlich abzuordnen. Das Kapitel hatte natürlich keinen andern Erfolg, als daß der Nuntius noch mehr gereizt wurde. Auch die römische Gesandtschaft erwies sich wegen der Unklugheit der Abgeordneten als völlig nutzlos.

Die Lage der Reform schien aussichtsloser denn je, als Sega auf ein Wort des Königs und die Vorstellungen von Teresas Freunden hin Anfang 1579 mit einem Mal seine Ansicht änderte. Anknüpfend an eine Äußerung Segas, gab ihm Philipp II. vier Assistenten bei, unter ihnen den Dominikaner Pedro Hernández, die mit ihm über die Sache der Karmeliten beraten sollten. Am 1. April 1579 erfolgte dann ein Erlaß des Nuntius zu Gunsten der reformierten Karmeliten; Sega entzog sie darin der Gewalt der Nichtreformierten und gab ihnen einstweilen als Vikar den Prior von Valladolid, Angel de Salazar, der zwar nicht zur Reform gehörte, ihr aber freundlich gesinnt war. Ein Gutachten vom 15. Juli 1579, unterschrieben vom Nuntius und seinen Assistenten, befürwortete dann beim König, was längst Teresas heißester Wunsch gewesen: die Trennung der beiden Richtungen im Orden in zwei geschiedene Provinzen.

Bereits im Mai des Jahres waren auf Teresas Drängen zwei Karmeliten nach Rom gesandt worden, um die Errichtung einer eigenen Provinz zu erlangen. Da Tostado in Rom anwesend war und das Kapitel zur Wahl eines neuen Ordensgenerals vor der Türe stand, so reisten die Gesandten im tiefsten Geheimnis, in Weltkleidern, den Degen an der Seite, und betrieben in Rom anfangs ihre Sache nur unter der Hand und bei guten Freunden. Endlich kam die Angelegenheit vor die Kardinalkongregation der Bischöfe und Ordensleute, in der namentlich Kardinal Montalto, der spätere Sixtus V., für Teresa eintrat. Noch eine letzte Schwierigkeit erhob der neugewählte General Caffardo, indem er vorschlug, die Provinzen nicht zu trennen, sondern abwechselnd den Provinzial aus den Reformierten und Nichtreformierten zu wählen. Der Papst war dem Vorschlag nicht abgeneigt. Schon gedachten die Gesandten unverrichteter Sache nach Hause zurückzukehren, als sie bei einem Abschiedsbesuch den Rat erhielten, durch Kardinal Alessandro Sforza auf den Papst einzuwirken. Gregor XIII. ließ sich gewinnen. Am 22. Juni 1580 erfolgte das Breve, das Teresas Wünsche erfüllte. Am 3. März 1581 wurde zu Alcalá das Kapitel eröffnet, das die Trennung der Provinzen aussprach, Gracian als Provinzial der Reformierten aufstellte und die Ordenskonstitutionen festsetzte. Die Anhänger der ursprünglichen Karmelitenregel zählten damals 300 Mönche und 200 Nonnen in 22 Männer- und Frauenklöstern.

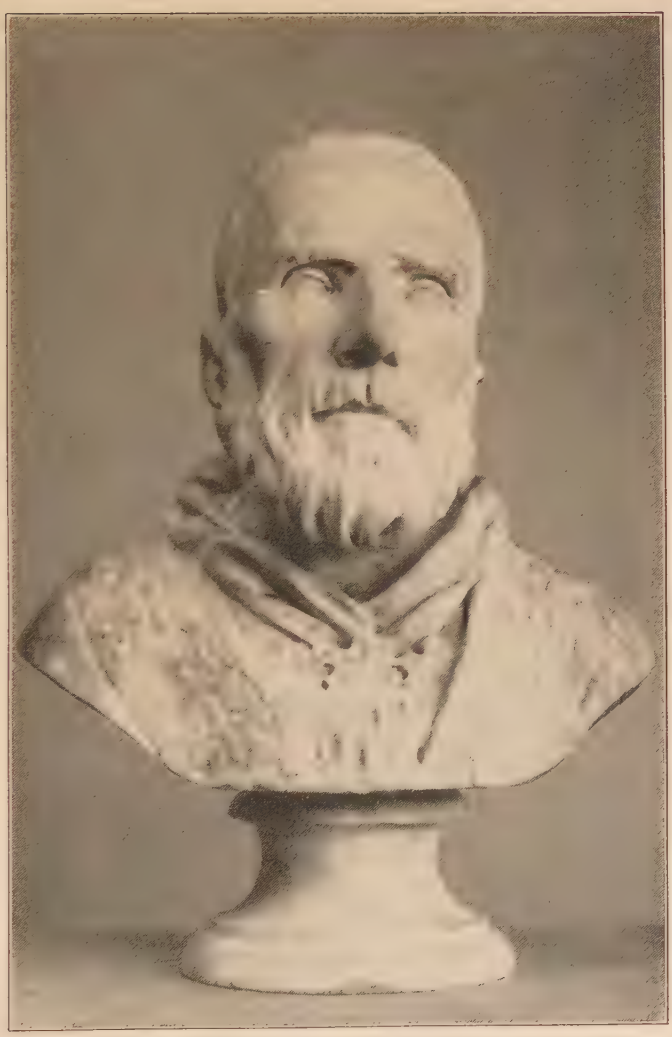
Teresas Lebensaufgabe war nun beendet. Von 1580 bis 1582 stiftete sie unter den gewöhnlichen Schwierigkeiten noch fünf Nonnenklöster. Auf der Rückreise nach Ávila kam dann am 4. Oktober 1582 zu Alba de Tormes der längst von ihr ersehnte Tag, da ihre ‚Verbannung' auf dieser Erde ein Ende nahm. Nicht lange vorher hatte sie einen früheren Beichtvater und Gewissensrat auf den Schluß ihrer Schrift über die Seelenburg hingewiesen und ihm sagen lassen, daß sie auf der dort beschriebenen Stufe der mystischen Vereinigung angekommen sei, auf der die Seele beständig in Gott versenkt ist und trotzdem dadurch in äußerer Tätigkeit für Gott nicht gehindert, sondern gefördert wird und

auf die vollkommenste Weise das Leben der Maria und Martha verbindet.

Für sie selbst ist diese Verbindung der höchsten Beschauung mit der umfassendsten Einwirkung auf die Außenwelt bezeichnend. Sie wünschte, daß derselbe Geist auch ihren Orden durchdringen möchte. Sie jubelte auf, wenn ihre Karmeliten sich der apostolischen Tätigkeit in Predigt und Christenlehre widmeten oder am Kongo Versuche zu Heidenmissionen machten. Auch die weiblichen Klöster ihrer Reform sollten alle ihre Gebete und Bußübungen zum Heile der Seelen aufopfern. Es blieb das auch in Wirklichkeit ein Kennzeichen der von ihr begründeten Reform. Die Karmeliten, die sich nach Teresa nannten, haben viel geleistet in den Heidenmissionen: bei der Gründung der Propaganda wie des Pariser Missionsseminars, der einflußreichsten Missionsgesellschaft der neueren Zeit, sind Karmeliten hervorragend beteiligt. In der theologischen Wissenschaft leisteten sie sehr Tüchtiges durch ihre Kollegien zu Alcalá und Salamanca und die dort ausgearbeiteten umfassenden Darstellungen des ganzen Inbegriffs der kirchlichen Philosophie und Theologie.

Indes bedurfte es auch nach Teresas Tod noch gewaltiger Kämpfe, bis ihre Gedanken wirklich ihren ganzen Orden durchdrangen. Die Karmeliten waren nämlich ursprünglich ein Verein von Eremiten; eine Einwirkung auf die Mit- und Umwelt setzten sie sich erst nach ihrer Übersiedelung nach Europa zum Ziel, und es bestanden noch lange unter ihnen Meinungsverschiedenheiten über den Umfang, in dem sie die Seelsorge mit der ursprünglichen Richtung auf ein beschauliches Leben zu verbinden hätten. Der erste Provinzial der reformierten Karmeliten, Gracian, führte sein Amt noch im Geiste Teresas; ganz anderer Auffassung aber huldigte sein Nachfolger Niccolò Doria, ein Genuese, der als Vertreter eines Bankhauses nach Spanien gekommen und nach dem Verzicht auf ein gewaltiges Vermögen 1577 in den Karmelitenorden eingetreten war. Er rief die Missionäre vom Kongo zurück, beschränkte die Seelsorge auf ein Mindestmaß, widerstrebte einer weiteren Ausdehnung des Ordens über Spanien hinaus, steigerte die Strenge in

der äußern Lebensweise wie in der Ordensregierung. Gracian wurde aus dem Orden ausgeschlossen, Juan de la Cruz in ein abgelegenes Kloster verbannt. Die spanischen Reformkarmeliten sind fortan fast ein rein beschaulicher Orden, Teresas Bestrebungen waren in ihrem eigenen Vaterland in einem wichtigen Punkte völlig durchkreuzt. Eine merkwürdige Fügung wollte jedoch, daß gerade Doria 1584 außerhalb Spaniens, in Genua, ein Kloster der Reformkarmeliten gründen mußte, dem bald andere in Rom und Neapel folgten. Auf italienischem Boden entwickelte sich der Karmelitenorden dann ganz in den von Teresa vorgezeichneten Bahnen: er trägt hier von nun an ein neues Gepräge und gelangt zu neuer und hoher Blüte. Was seit Beginn des 15. Jahrhunderts die ausgezeichnetsten Männer unter den Karmeliten mit Einsetzung ihres persönlichen Ansehens und auf Grund der Rechtsmittel, die das kirchliche Gesetzbuch in ihre Hand legte, beständig anstrebten und nie zur Befriedigung erreichten, das hatte von ihrer Klosterzelle aus eine einfache Ordensfrau, nur gestützt auf ihre Beschauung und ihr Gottvertrauen, unter hundert Schwierigkeiten und gegen den Willen der eigenen Obern glücklich ins Werk gesetzt.



DER HL. PHILIPP NERI

Büste von Domenico Guidi. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum.

FILIPPO NERI

DER APOSTEL ROMS

MIT Teresa im gleichen Jahre 1515 geboren, ihr ähnlich durch die hohe natürliche Begabung, die mystische Anlage, die herzgewinnende Liebenswürdigkeit im Umgang, besonders ausgezeichnet durch den Frohsinn, der wie heiterer Sonnenschein sein ganzes Wesen verklärt, ist ein anderer unter den großen Reformatoren des 16. Jahrhunderts, Filippo Neri. Wenn bei Teresa das Feld ihrer unmittelbaren Wirksamkeit über die Grenzen ihres Vaterlandes nicht hinausging, so schränkte sich Filippo örtlich noch mehr ein auf den Umkreis der Ewigen Stadt; als ‚Apostel Roms' hat er ihr mehr als fünfzig Arbeitsjahre gewidmet; ihm vor allem ist es zu danken, daß schon 1576 der venezianische Gesandte Paolo Tiepolo schreiben konnte, die ganze Stadt habe die alte Leichtfertigkeit abgelegt, Sitten und Lebensweise seien ohne jeden Vergleich eingezogener und christlicher, so daß man sagen könne, in religiöser Hinsicht sei Rom in gutem Stand und vielleicht nicht sehr fern von der Vollkommenheit, deren überhaupt die menschliche Unvollkommenheit fähig sei.

Seine ersten Jahre verbrachte Filippo, der ein lebhaftes, gewecktes Kind war, in seiner Vaterstadt Florenz. Früh zeigte sich seine Begabung für die Wissenschaft; in den humanistischen Fächern zeichnete er sich ebenso aus wie später in Philosophie und Theologie; dazu besaß er Anlage

für die Dichtkunst und Verständnis für Musik. Besonders aber offenbarte sich schon im Knaben ein sehr feines Gefühl für das, was auf sittlichem Gebiet schön und edel ist. Großen Einfluß auf ihn gewannen die Dominikaner von San Marco; noch im späteren Leben bekannte er sich als deren Schuldner für alles, was er in geistlicher Beziehung geworden sei; von ihnen bekam er auch eine Vorliebe für Savonarola, dessen Schriften zu seinen Lieblingsbüchern gehörten.

Mit achtzehn Jahren kam Filippo zunächst zu seinem Oheim, einem reichen Kaufmann im Städtchen San Germano bei Monte Cassino, damit er bei ihm sich in die Kaufmannsgeschäfte einlebe und nach dem Tode des kinderlosen Oheims dessen Erbe antrete. Allein die Gedanken des jungen Mannes standen auf anderes als auf die Sorge um Geld und Gut. Er widmete sich auch in San Germano eifrig den Übungen der Frömmigkeit, und bald fühlte er sich zu einem ähnlich heldenmütigen Schritt gedrängt, wie ihn einst Benedikt von Nursia oder Franz von Assisi vollzogen, als sie der Welt und glänzenden Aussichten den Rücken wandten: Filippo faßte den Entschluß, den Oheim und die Erbschaft von 22 000 Scudi zu verlassen und ein Leben äußerster Armut und Bedürfnislosigkeit zu beginnen, um so durch nichts am Verkehr mit Gott und dem Gedanken an das Himmlische behindert zu werden. Ohne Geld und Empfehlungen machte er sich auf den Weg zur Ewigen Stadt, zunächst noch ohne zu wissen, wie er dort ein Unterkommen und den nötigsten Unterhalt finden könne. Die Liebe zur Armut begleitete ihn von da an durch sein ganzes Leben; er möchte, äußerte er oft, daß er nur einen Groschen zum Leben nötig hätte und überall vergeblich darum betteln müßte.

Es fügte sich, daß in Rom Neris edles Auftreten auf einen florentinischen Landsmann, Galeotto del Caccia, bei der ersten Begegnung den günstigsten Eindruck machte. Caccia gab ihm aus Mitleid ein elendes Zimmerchen in seinem bei S. Eustachio gelegenen Hause und jährlich einen Malter Mehl; als Gegenleistung mußte Filippo die Aufsicht über die beiden Knaben seines Gastwirtes übernehmen.

Sechzehn Jahre lang führte nun der jugendliche Aszet in Caccias Hause ein Leben des Gebets und harter Bußstrenge. Welche Gedanken ihn damals vor allem beschäftigten, welche Erwägungen ihn gerade nach der Ewigen Stadt gezogen hatten, läßt sich aus den Andachtsübungen erschließen, denen er sich mit Vorliebe hingab. Er besuchte nämlich sehr häufig die sieben Hauptkirchen Roms mit ihren Erinnerungen an die Apostel und Märtyrer und verweilte betend und betrachtend ganze Nächte lang in der einzigen zu jener Zeit noch zugänglichen Katakombe, der des hl. Sebastian. Es war also die Urkirche mit ihren Großtaten des Glaubensgeistes und der Christusliebe, deren Bild vor seinem innern Auge aufstieg und sein Herz mit unstillbarem Durst nach ähnlichem Heldenmut entflammte. Bis zu zehn Stunden konnte er, ohne zu ermüden, in solchen Gedanken in den Katakomben bei S. Sebastiano verweilen, und es war ihm, als ob beim Gebet eine brennende Flamme in seiner Brust sich entzünde, so daß er die Kleider aufriß, um die innere Glut einigermaßen zu kühlen. Ihren Höhepunkt erreichten diese mystischen Zustände, die ihn sein ganzes Leben lang begleiteten, um Pfingsten 1544 in einem Ereignis, das man mit den Wundmalen des hl. Franz von Assisi vergleichen mag, an dessen Erklärung aber am allerwenigsten der Historiker sich versuchen kann. In ganz außergewöhnlicher Weise fühlte er sich, als er in einer Kapelle der Katakombe von S. Sebastiano betete, von der Liebe zu Gott durchdrungen, und gleichsam als hätte für das ungestüme Pochen seines Herzens mehr Raum geschaffen werden müssen, fand er, nachdem der Anfall vorübergegangen, daß über dem Herzen die Brustwand sich um mehr als die Dicke einer Faust erhoben hatte; ärztliche Untersuchung nach seinem Tode stellte fest, daß zwei von den unechten Rippen nach auswärts gebogen, die Verbindungsstellen zwischen dem knochigen und dem knorpeligen Teil der Rippe gelöst waren, ohne ihm jedoch eine Schmerzempfindung zu verursachen. Es war das gleichsam seine Weihe zum Apostel der Liebe Gottes; denn eine Gottesliebe, die auch sein Herz und seine ganze Leiblichkeit mit wunderbarer Gewalt in Mitleidenschaft zog, ist neben tiefer

Demut, beständigem Frohsinn und Frohmut sowie großer Liebenswürdigkeit im Umgang — Pippo buono, der gute Philipp, nannte man ihn allgemein — der bezeichnendste Zug in Neris Charakter. Wenn man Gott wirklich liebe, so meinte er, gebe es keine schwerere Bürde als das irdische Leben, weil es nämlich an der Anschauung Gottes hindere.

Bald litt es ihn nicht mehr in seiner Einsiedelei im Hause Caccias. Gottesliebe drängte ihn zum Dienste des Nächsten, Begeisterung für das Rom der Apostel und Märtyrer zu dem Wunsche, dem Sittenverfall der Weltstadt, als einem Greuel an heiliger Stätte, entgegenarbeiten zu können. An das Priestertum dachte er aus Demut damals noch nicht. Trotzdem nahm er die Studien, diesmal in Philosophie an der Sapienza und in Theologie bei den Augustinern, mit glänzendem Erfolg wieder auf, ließ sie aber dann wieder fallen und wählte zur Betätigung seines Reformeifers das denkbar Einfachste und Unansehnlichste: er ging in die Spitäler und diente dort den Kranken; wenn er durch seine Dienstfertigkeit und Liebenswürdigkeit ihr Herz gewonnen hatte, sprach er ihnen von Gott und Bekehrung. Große Erfolge lohnten seinen Eifer.

Bescheidener konnte ein Reformator nicht beginnen, und doch hat sich aus Filippos Tätigkeit an den Krankenbetten die ganze Eigenart seines römischen Apostolats entwickelt. Seine überraschenden Erfolge bei den Kranken machten auf ihn aufmerksam, weckten Nachahmung und führten ihm Priester und Laien, Edle und Bürger als Schüler und Jünger zu. Bald erweiterte er selbst seinen Wirkungskreis, indem er auch zu andern als zu Kranken von Gott zu reden anfing. Er ging auf die öffentlichen Plätze, in die Werkstätten, die Kaufläden und sprach dort, wie er zu seinen Kranken sprach, nicht im hochtrabenden Stil der Humanisten, sondern im Ton vertraulicher Unterhaltung. Allmählich wurden reiche Mittel zur Übung der Mildtätigkeit in seine Hand gelegt; er benützte sie, um durch seine Unterstützung Mädchen vor der Schande zu bewahren, talentvollen jungen Leuten zum Studium zu verhelfen; vielen ebnete er den Weg zum Ordensstand.

Im Jahre 1548 legte Neri den Grund zu der ersten seiner großen Stiftungen. In Gemeinschaft mit seinem Beichtvater Persiano Rosa vereinte er, ähnlich wie einst Gaetano di Tiene, fünfzehn einfache Leute zu einer Bruderschaft der heiligsten Dreifaltigkeit. Zweck der Vereinigung war die Pflege mittelloser Rompilger und solcher Kranken, die sich auf dem Weg der Genesung befanden, aber noch der Schonung bedurften. Regelmäßig versammelten sich die Mitglieder in der kleinen Kirche S. Salvatore in Campo, im Rione della Regola, zum gemeinsamen Empfang der Sakramente und um sich durch einfache Ansprachen gegenseitig zu erbauen. Unter Filippos Leitung entwickelte sich die Bruderschaft sehr rasch, namentlich nachdem die Rompilger des Jubeljahres 1550 ihr Lob allenthalben verbreitet hatten. Schon beim nächsten Jubiläum (1575) erfuhren mehr als 200000, fünfzig Jahre später sogar gegen 600000 Fremdlinge ihre barmherzige Liebe. 1614 konnte die Bruderschaft an Stelle der alten Kirche S. Benedetto in Arenula, die ihr Pius IV. zugewiesen, ein neues, prächtiges Gotteshaus, SS. Trinità de' Pellegrini, erbauen. Die ihr von Pius IV. verliehenen reichen Ablässe waren durch die Gesetzgebung Pius' V. verloren gegangen; Gregor XIII. erstattete sie ihr wieder zurück.

Mit dem Jahre 1551 beginnt ein neuer Abschnitt in Filippos Leben. Schon zwölf Jahre hatte er gearbeitet wie der eifrigste Priester, ohne doch Priester zu sein. Jetzt ließ er sich endlich auf Drängen seines Beichtvaters in der Kirche S. Tommaso in Parione die heiligen Weihen erteilen und schloß sich an einige treffliche Priester an, welche die von Giulio de' Medici, dem späteren Papst Klemens VII., im Jahre 1519 gestiftete Bruderschaft von der Liebe leiteten und bei der Kirche S. Girolamo della Carità in der Via di Monserrato ein gemeinsames Leben führten.

Von nun an war Filippo imstande, in größerem Maßstab an der sittlichen Erneuerung Roms zu arbeiten. Unbeschreiblich viel wirkte er in dieser Beziehung als Beichtvater. Vom frühesten Morgen an war er mit Beichthören beschäftigt; erst gegen Mittag machte er eine Pause, um mit ergreifender Andacht unter vielen Tränen und wie in

Ekstase die heilige Messe zu lesen; am Abend fand man ihn wiederum bis tief in die Nacht hinein im Beichtstuhl. Ungezählte Tausende haben in den vierzig Jahren seines Priestertums ihm ihr Gewissen eröffnet; er besaß die Gabe, sie als neue Menschen zu entlassen. Ferner verstand er es, sich gleichsam zu vervielfältigen, indem er andere mit seinem Eifer erfüllte und sie als Mitarbeiter in weiten Kreisen heranbildete. In den Kirchen trat er nicht als Prediger auf; aber er versammelte, meist am Nachmittag, einige Besucher auf seinem Zimmer und sprach zu ihnen von geistlichen Dingen, von der Liebenswürdigkeit Gottes, der Vergänglichkeit alles Irdischen in derselben einfachen Weise, wie er es als Laie gewohnt gewesen. Seine innere Ergriffenheit machte tiefen Eindruck. Bald wurde Neris Zimmer zu eng für die Menge der Besucher; es bildete sich ein immer wachsender Kreis von Jüngern und Schülern um ihn, zu dem auch vornehme und geistig hochstehende Männer gehörten, wie Giovanni Battista Salviati und manche Angehörige der vornehmsten Kardinalsfamilien, ferner der gelehrte Arzt Modio, der florentinische Gesandte Alessandro de' Medici, der später unter dem Namen Leo XI. den päpstlichen Stuhl bestieg, der Neffe Julius' III. und Marcellus' II., Francesco Maria Tarugi, sowie der spätere Kardinal Baronius.

Welch zauberhaften Einfluß Neris Persönlichkeit schon damals ausübte, dafür sind namentlich seine beiden Lieblingsschüler Tarugi und Baronius sprechende Beweise. Tarugi dachte nicht anders, als am päpstlichen Hofe sein Glück zu machen; als neunundzwanzigjähriger Höfling traf er 1556 mit Filippo zusammen, und wenige Unterredungen mit ihm genügten, um den ehrgeizigen Streber völlig umzuwandeln. Tarugi entsagte seinem weltlichen Leben, verlegte sich auf das Gebet, das Studium der Heiligen Schrift und auf Werke der Barmherzigkeit. Der neunzehnjährige Baronius, am 22. Oktober 1557 in Rom angelangt, wählte Filippo zu seinem Beichtvater; bereits am 8. Dezember des Jahres blickte er mit Reue auf sein bisheriges Leben zurück, und bald ist er völlig im Bannkreis des erfahrenen Seelenkenners. Alles, so schreibt er 1562 an seinen Vater, sei

ihm stets zum Guten ausgeschlagen, wenn er dem Worte seines Meisters folgte; wenn er aber im kleinsten davon abgewichen sei, habe er es büßen müssen; er befürchte das Allerschlimmste, wenn er sich seinem Gehorsam entziehen würde. Es war ein männlicher Geist, den Filippos Führung einflößte. An seine Mutter schreibt Baronius, sie möge immerfort Gott für ihn bitten, daß er ein anderer Stephanus oder Laurentius oder einer der übrigen Märtyrer werde. ‚Das, wünschte ich, möchte die Liebe sein, die Ihr zu mir tragt, und daß Ihr handeln möchtet wie jene Christinnen der Urzeit, die mit großer Sehnsucht und Freude die eigenen Söhne zum Martertod hintrugen; glücklich erachtete sich jene, die einen Märtyrer zum Sohn zu haben gewürdigt war.' Den beiden geistig so bedeutenden Männern blieb ihre Verehrung gegen Filippo über seinen Tod hinaus bis ins höchste Alter. Tarugi rechnete es sich später als Kardinal und Erzbischof von Avignon zur Ehre an, Filippo gegenüber fünfzig Jahre lang wie ein Ordensnovize gewesen zu sein. Baronius bekannte sich nach seines Meisters Tod in seinem großen Geschichtswerk der ‚Annalen' mit Worten tiefster Ergriffenheit vor aller Welt als Filippos Schuldner in jeder Beziehung; ihm gehöre das Verdienst seiner wissenschaftlichen Leistungen, ihm verdanke er es, wenn er als junger Mensch, alleinstehend in den Gefahren des damaligen Rom, in sittlicher Hinsicht nicht Schiffbruch gelitten habe.

Um das Jahr 1557/58 war, wie es scheint, die Zahl der Schüler Filippos schon auf einige Hundert gestiegen; es wurde deshalb für ihre Zusammenkünfte eine eigene Kapelle über einem der Schiffe von S. Girolamo della Carità errichtet, der Filippo den Namen Oratorium gab. Die Art, wie die Versammlungen gehalten wurden, hat Baronius beschrieben. Zuerst sammelte man sich in stillem Gebet, dann folgte eine fromme Lesung, die Filippo durch eingestreute Bemerkungen erläuterte und weiter ausführte. Mitunter ersuchte er auch einen der Anwesenden, seine Ansicht zu sagen, und die Verhandlung wurde dann gesprächsweise etwa eine Stunde lang fortgeführt. Es folgten drei halbstündige Vorträge, die ihren Gegenstand dem Leben der Heiligen, der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern oder

der Kirchengeschichte entnahmen; Gesang und ein kurzes Gebet bildeten den Schluß. Und ‚als diese Ordnung eingerichtet und vom Papst gebilligt war', fügt Baronius bei, ‚da schien es, als ob die schöne Zeit der ersten Christen mit ihren apostolischen Versammlungen mit Anpassung an die Zeitverhältnisse wieder aufgelebt sei'. Daß die Versammlungen des Oratoriums außerordentlichen Eindruck machten, ist auch sonst bezeugt; ein Rompilger von 1568 versichert, sie hätten ihn mehr erfreut und erhoben als alle sonstigen Herrlichkeiten der Ewigen Stadt.

Die Bedeutung des Oratoriums für die sittliche Erneuerung Roms lag wesentlich darin, daß eine auserwählte Zahl von hervorragend befähigten und frommen Laien zu einem innern Leben und zu tieferem Verständnis des Christentums angeleitet wurden, die dann, jeder in seinem Kreise, den von Filippo empfangenen Geist weiter verbreiteten und zur Geltung brachten. Es ist ein Laienapostolat, das Filippo einrichtete; das Oratorium sollte als Werkzeug dienen, um seine Gedanken in die breiteren Volksschichten zu tragen.

An den Festtagen allerdings erweiterte sich der Zuhörerkreis über die Teilnehmer an den gewöhnlichen Versammlungen hinaus. Am Nachmittag fand dann im Oratorium nur ein einziger Vortrag statt; hierauf zog man ins Freie, in der guten Jahreszeit auf die auch von Torquato Tasso so sehr geliebte Höhe von S. Onofrio, von wo ein herrlicher Blick auf Rom und das Gebirge das Auge erfreut, oder nach der Villa Mattei, von der man einen nicht minder schönen Ausblick auf die Campagna genießt. Nach dem Beginn der größeren Hitze wählte Filippo Neri für diese Versammlungen eine Kirche. Jeder konnte daran teilnehmen, und Filippo war bestrebt, möglichst viele anzulocken. Er ließ meist durch ein Kind eine kurze Ansprache vortragen, die nicht selten tieferen Eindruck machte als das Wort des berufsmäßigen Predigers. Die Pausen zwischen den Vorträgen wurden durch Musik ausgefüllt. Diese Festversammlungen, die im Winter auf den Abend verlegt und mit den gewöhnlichen Übungen verbunden wurden, machten großes Aufsehen und zogen eine Menge von Leuten an.

Von den Ansprachen, die im Oratorium gehalten wurden, ist natürlich nichts auf uns gekommen. Um so mehr Bedeutung haben gerade deshalb für uns die noch vorhandenen Gesänge, die dort vorgetragen wurden. Nach Wort und Weise sind sie eigens für die Übungen des Oratoriums geschaffen oder wenigstens bearbeitet, denn Filippo besaß unter den Seinigen einen gewandten Dichter, Agostino Manni (gest. 1618), sowie einen tüchtigen Tonsetzer in Francesco Soto (gest. 1619). Sein klarer Blick, der auch von den natürlichen Mitteln alles Schöne und Edle für die Zwecke seines Oratoriums heranzog, bediente sich ihrer Begabung, um die Eindrücke zu verstärken, welche die Ansprachen hervorgerufen hatten. Für uns geben deshalb die Gesänge im Oratorium wie Spiegelbilder deren Geist und Inhalt wieder und lassen für uns Spätgeborene die Gedanken wieder aufleben, durch die der Prediger soeben die Nichtigkeit des rein Irdischen, das nur eine Zeit lang dauert, den unvergänglichen Wert der übernatürlichen Güter, die Häßlichkeit der Sünde, die Schrecken des Todes und der ewigen Strafen den Zuhörern vor Augen führte. Wenn die Erde, heißt es z. B. in einer Laude über die Schönheit des Himmels, wenn dieses Tränental, dies stürmische Meer, dies Schlachtfeld voll unaufhörlicher Kämpfe uns trotzdem so schön vorkommt, was wird erst der Himmel sein, die Stätte des Friedens, der sichere Hafen, der Ort, wo der Sieger gekrönt wird? Lassen wir also dies dunkle Tal, Christus zeigt uns den Weg, indem er uns das Kreuz tragen heißt:

Se questa valle de miserie piena
Par così amena e vaga, hor che fia quella
Beata e bella region di pace,
Patria verace?

Se questo tempestoso mar di pianto
È dolce tanto a chi con fragil barca
Errando il varca, qual gioia e conforto
Serà nel porto?

Se grato è il campo ove il crudel nemico
Per odio antico guerra ogn' hor ci move,
Che fia là dove al vincitor si dona
L' alta corona?

Deh, lasciam dunque questa oscura valle,
Il dritto calle della via smarrita
Christo ne addita, e dice: O pellegrino,
Ecco il camino;

Prendi la croce, e drieto a me t' invia:
Io son la via, io sono il vero duce,
Che ti conduce alla città superna
Di gloria eterna.

Doch, wie auch schon diese Laude zeigt, suchte Filippo nicht nur von der Sünde abzuschrecken, es kam ihm auch darauf an, seine Anhänger zur Nachfolge Christi im täglichen Leben, zu entschlossenem Tugendstreben, zum Eifer im Dienste Gottes zu entzünden und in diesem Sinne den Mut und die Entschiedenheit in ihnen zu beleben, die einem Krieger Christi anstehen. Wer in den Kampf um den Himmel ziehen will, so wird ihm zugesungen, der ermanne sich und werde Ritter Christi. Hat er aber keinen Mut, dann kehre er nur gleich um, er flieht sonst doch beim ersten Trompetenstoß. Du, o Herr, hast für mich alles gelitten und lagest tot auf dem Schlachtfeld, ich aber dulde für dich weder Feuer noch Geißel, sondern fürchte einen Scherz aus Kindermund. Den weggeworfenen Schild also ergreife ich von neuem und jetzt für immer:

Chi vuol seguir la guerra,
Per far del ciel acquisto,
Su, levisi da terra,
Et venga a farsi cavallier di Christo.

Chi non ha cuor, non vada,
Chi teme d' arco o fiomba
Ritornisi per strada,
Che poi non fugga al primo suon di tromba.

Tu, dolce mio Signore,
Perch' io non fussi victo,
Soffristi ogni dolore
E' n campo aperto rimanesti estinto.

Et io per te nè foco
Sopporto nè flagello:
Ma temo un picciol gioco
De fanciulli, che dican: vello, vello.

O che grave cordoglio!
Lo scudo che gittai
Hoggi ripigliar voglio,
Ripigliar voglio, e non lasciarlo mai!

Natürlich fanden auf Weihnachten und Ostern oder an Muttergottestagen Filippos Dichter auch andere Töne, um der Feststimmung Ausdruck zu leihen. In einem Gedicht, das wohl für Mariä Heimsuchung bestimmt war, sieht z. B. der Sänger über rauhe Gebirgspfade eine Jungfrau, züchtig und schön, daherwandeln; er wagt nicht, sie zu loben, denn sie ist schöner als Sonne und Mond; Blumen und Kräuter lächeln ihr zu, die Bäume neigen ihr die belaubten Wipfel, selbst die wilden Tiere vergessen ihrer Wut; die Wellen der Bächlein im schattigen Tal murmeln es, und die Vöglein scheinen in süßen Weisen zu singen: „Ave Maria“:

Per aspri monti vidi girne lieta
Vergine saggia e bella,
La qual lodar non oso con parole,
Chè di splendor avanza luna e sole.

Ridean intorno a lei l' herbette e i fiori,
Gli alberi d' ogni banda
Chinavan le frondose cime altiere,
Lasciavan l' orgoglio ancor le fiere.

Sentiasi il mormorar delle chiar' onde
Per quelle ombrose valli,
I vaghi augei con dolce melodia
Cantando parean dir: Ave Maria.

Alle diese Gesänge entstanden noch unter den Augen Filippos, und es ist nicht ausgeschlossen, daß manche von ihm selber gedichtet sind.

Im Gegensatz zu den alten volkstümlichen Laudi, die sich regelmäßig in demselben Versmaß bewegen, bedienen sich die Gesänge des Oratoriums aller Mittel der damaligen Kunstdichtung und weisen demgemäß einen großen Reichtum an den verschiedensten dichterischen Formen auf. In musikalischer Hinsicht sind sie für den Geschichtsforscher sehr bemerkenswert: Filippos letzte Jahre fallen in die Zeit, da sich auf musikalischem Gebiet der Übergang aus dem Kontrapunkt und der Polyphonie zum Melodiösen, aus

den Kirchentonarten zur neueren Dur- und Moll-Tonleiter vollzieht. Die Musik im Oratorium wandelt bereits völlig auf den modernen Bahnen.

Zogen die Festversammlungen bei S. Onofrio stets zahlreiche Besucher an, so gilt dasselbe in noch höherem Grade von einer andern Veranstaltung, die Filippo zur religiösen Anregung seiner geliebten Römer ersonnen hatte. Eingedenk der mächtigen Eindrücke, die er in der Jugend beim Besuch der sieben Hauptkirchen Roms, der Peterskirche, des Laterans, S. Maria Maggiore, S. Paolo, S. Lorenzo, S. Croce in Gerusalemme und S. Sebastiano, empfangen hatte, veranstaltete er an einem der Karnevals- oder Ostertage gemeinsame Besuche dieser Heiligtümer. Der Erfolg zeigte, daß der große Volksmann damit den Geschmack der Römer getroffen hatte. Zuerst begleiteten ihn nur zwanzig bis dreißig Teilnehmer bei seiner Wallfahrt, bald aber stieg die Zahl der Mitpilgernden auf mehrere tausend; sogar hohe Prälaten und Päpste schlossen sich dem Zuge an. Auf Jahrhunderte hinaus wurde diese gemeinsame Wallfahrt zu einer Lieblingsandacht der Eingesessenen wie der Rompilger aus der Fremde; handelte es sich ja um eine Übung, bei der die heiligsten Erinnerungen an den Erlöser, die Apostel und Märtyrer mit der Poesie eines Frühlingsausflugs, ernster Bußgeist mit einer unschuldigen Erholung sich verbanden und die Andacht des einzelnen durch die Teilnahme so vieler anderer sich vervielfachte und immer neu entzündete. Dem Sohne der Ewigen Stadt im besondern trat wieder einmal greifbar vor Augen, was er an seinem Rom besaß, wenn der mächtige Zug den Kreis der altersgrauen Stadtmauern verließ, um auf stillen Wegen durch Weinberge und Gärten den außerhalb der Stadt liegenden Basiliken zuzustreben. Das christliche Rom, das vor dem heidnischen während der Renaissance manchmal ungebührlich in den Hintergrund gedrängt war, trat voll und ganz wieder in seine Rechte ein.

Solch glückliche Anregungen und Veranstaltungen erhoben Neri auf die Höhe eines Apostels der ganzen Ewigen Stadt. Er war dazu vorzüglich ausgerüstet. Mit allen Klassen der Bevölkerung verstand er umzugehen, bei jedem

den Ton anzuschlagen, der einen Widerhall fand, beim hochgeborenen Kardinal und Adeligen ebenso wie bei dem Kranken im Spital und dem Bettler auf der Straße. Seine Erfolge und die Überzeugung, daß er Wunder gewirkt und nicht selten in den Geheimnissen der Herzen gelesen habe, gaben ihm ein ungemessenes Ansehen. Seine überall hervorleuchtende, völlig uneigennützige und opferbereite Liebe zu den Menschen wie der Takt, mit dem er seine Anforderungen den Kräften des einzelnen anzupassen wußte, gewannen ihm allgemeines Zutrauen; sein liebenswürdig heiteres, jeder Kopfhängerei fernes Wesen und sein gesunder Mutterwitz verbannten völlig alle Scheu und machten ihn zum Liebling der Römer. Besondere Anziehungskraft übte Filippo auf die Jugend, der er sich mit besonderem Eifer zuwandte, um in ihr ein neues, christlicheres Rom heranzuziehen. Für sie war er zu jedem Opfer von Zeit und Bequemlichkeit bereit; er führte sie hinaus ins Freie, brachte ihre Spiele in Zug und duldete es, daß sie vor seinem Zimmer lärmten. ‚Wenn sie nur keine Sünde tun', meinte er, ‚so mögen sie Holz auf meinem Rücken spalten.' In manchen Punkten, namentlich im Kampfe gegen die südländische Sinnlichkeit, gab er ihnen strenge Verhaltungsmaßregeln; im übrigen aber wollte er gerade die Jugend fröhlich sehen und wünschte für sie nicht Überladung mit Andachtsübungen, sondern Treue in den einmal gewählten.

Sollte Filippo Neris Werk seinen Urheber überleben, so mußte er einen Priesterverein ins Leben rufen, der es weiterführen könnte. Neris Demut sträubte sich lange gegen einen solchen Schritt, bis endlich die Verhältnisse ihn fast gegen seinen Willen zum Ordensstifter machten. Schon seit dem Jahre 1558 erkannte in S. Girolamo della Carità eine Schar von Priestern ihn tatsächlich als ihren Obern an. Ihre Zahl vergrößerte sich, als im Jahre 1562 zehn in Gemeinschaft lebende Geistliche, welche bei S. Giovanni de' Fiorentini den Gottesdienst besorgten, ihn zu ihrem Haupt begehrten und der Befehl Pius' IV. ihn zwang, diese Würde anzunehmen. Filippo sandte einige seiner Priester, darunter Baronius, der eben im Jahre 1562 die höheren Weihen empfangen hatte, nach S. Giovanni; zehn Jahre lang kamen

diese täglich dreimal zu Filippo und den Übungen des Oratoriums nach S. Girolamo herüber, bis ihnen 1574 die Florentiner bei ihrer Kirche ein eigenes Oratorium erbauten. Neris Jünger in S. Giovanni besorgten abwechselnd, jeder eine Woche lang, auch die Küche; es war dies damals, als Baronius in der freudigen Bereitwilligkeit seiner Demut sich auf dem Küchenkamin mit der Inschrift verewigte: Caesar Baronius coquus perpetuus (Koch in Ewigkeit).

Unterdes war die Zahl der Priester unter Filippos Anhängern bedeutend gestiegen. Noch immer dachte ihr Meister nicht daran, sie in eine Art von Kongregation zu vereinigen, als ein unliebsames Ereignis ihn von der Notwendigkeit eines solchen Schrittes überzeugte. Ein Priester, der in S. Giovanni Aufnahme gefunden hatte, wegen seiner Unverträglichkeit aber entlassen werden mußte, streute aus Rache solche Verleumdungen gegen Filippo und die Seinigen aus, daß die Florentiner in Rom nahe daran waren, ihn aus S. Giovanni auszuweisen. Auf wie unsicherer Grundlage er baue, solange er nicht eine Kirche und ein Haus sein eigen nennen konnte, war damit zum Greifen klar erwiesen. Auf Drängen seiner Schüler entschloß Filippo sich jetzt, eine von den zwei ihm angebotenen Kirchen anzunehmen. Gregor XIII. selbst entschied die Wahl zu Gunsten von S. Maria in Vallicella; das Breve vom 27. Juli 1575, das diese Kirche samt allen Rechten und Einkünften an Filippo und die Seinen überwies, ist die Gründungsurkunde der Kongregation des Oratoriums. Statt die baufällige, kleine Kirche zu restaurieren, ließ Filippo sie niederreißen und eine größere und schönere, bis auf unsre Zeit die Chiesa Nuova geheißen, an ihrer Stelle errichten. Die Kongregation zählte im Januar 1578 an Priestern und Laien zusammen 38 Mitglieder. Baronius siedelte mit Francesco Maria Tarugi und Giovanni Antonio Lucci schon am 1. August 1578 nach der Vallicella über, während Filippo erst am 22. November 1583 auf Veranlassung Gregors XIII. seinen Wohnsitz nach dem neuen Hause verlegte. Er wählte sich dort die schlechtesten Zimmer aus.

Die neue Genossenschaft sollte nach Filippos Willen ein religiöser Orden weder sein noch jemals werden. Die Mit-

glieder — die ‚Padri di S. Maria della Vallicella', wie man sie nannte — banden sich durch keine Gelübde; sie blieben Weltpriester und behielten ihren Besitz, aus dem nach dem Vorbild der ersten Christen jeder zum gemeinsamen Leben beisteuern sollte; sobald es einem beliebte, konnte er wieder austreten. Die Liebe sollte das einzige Band sein, das die Genossenschaft zusammenhielt, sie allein die Mitglieder antreiben, so zu gehorchen, als ob sie durch ein Gehorsamsgelübde gebunden wären, so zu leben, als ob sie vollkommene Ordensleute wären. Einen Generalobern hatten die Oratorianer nicht; nur für Filippo selbst machte man eine Ausnahme, indem man ihn 1587 zum gemeinsamen Vater der ganzen Kongregation erklärte. Jedes Oratorium ist unabhängig von allen andern und wählt sich seinen Obern. Zu Filippos Lebzeiten wurden die wenigen Leitsätze, die das gemeinsame Leben im Oratorium regelten, nicht einmal aufgeschrieben; es geschah dies erst später, im Jahre 1612.

Eine Ausbreitung seiner Kongregation nach Art der großen Orden lag nicht in der Absicht Filippos, doch erlebte er es noch, daß sie in manchen Städten Italiens und in einem Falle in Frankreich Fuß faßte. Ein erster Versuch im Jahre 1575, das Oratorium nach Mailand zu verpflanzen, mißlang; Kardinal Borromeo hatte einige Oratorianer für seinen Sprengel verlangt, Filippo sie gewährt, aber sehr bald wieder zurückgerufen, als der Kardinal sie gegen Neris Willen bei Visitationen und zum Examinieren seiner Geistlichen verwendete. Erst 1586 wurden Oratorien zu Neapel, S. Severino und Fermo errichtet; andere folgten 1591 zu Camerino, 1592 zu Colignac in Frankreich, 1593 zu Palermo.

Trotz reicher Begabung nach der wissenschaftlichen wie der mehr schöngeistigen Seite hin hatte der jugendliche Filippo um Gottes willen der Wissenschaft und der Pflege des Schönen entsagt. Als reifer Mann jedoch übte er auf beiden Gebieten einen tiefgreifenden Einfluß aus; sein Oratorium bot ihm dazu die Handhabe. Wenn in den Abendversammlungen auch Laien zu Wort kamen, die auf dem schwierigen Gebiet der wissenschaftlichen Glaubenslehre nicht die genügende Schulung besaßen, so war es von selbst gegeben, daß sie ihre Ansprachen mit Vorliebe dem Leben

der Heiligen und der Kirchengeschichte entnahmen. Es war sein Lieblingsschüler Cäsar Baronius, den Filippo als etwa zwanzigjährigen Laien allabendlich einen Vortrag aus der Kirchengeschichte halten ließ und mit Strenge bei diesem Gegenstand festhielt, obwohl Baronius sich lieber rein religiösen Arbeiten zugewandt hätte; in einem Zeitraum von dreißig Jahren hatte so Baronius Gelegenheit, siebenmal das ganze Gebiet, auf dem er so Grundlegendes leisten sollte, nach seinem vollen Umfang durchzuarbeiten. Im Jahre 1568, nach zehnjähriger Vorbereitung, erteilte Filippo ihm dann den Auftrag, eine große Kirchengeschichte als Gegenstück gegen die Magdeburger Zenturien zu verfassen, und hielt den widerstrebenden, an der Größe des Riesenwerks mitunter verzweifelnden Jünger unerbittlich bei seiner Aufgabe fest. Nach Filippos Tod hat Baronius an der Spitze des achten Bandes seiner Annalen es laut vor aller Welt ausgesprochen, daß seinem Vater und Meister das ganze Verdienst an der Arbeit des Schülers gebühre; in höherem Lichte habe Filippo die Gefahr erkannt, die von den Zenturien der Kirche drohe, demgemäß den Plan des Gegenwerkes gefaßt, die Hand ausgewählt, die es ausführen sollte, sie geschult durch die Übungen im Oratorium und gesorgt, daß sie niemals erlahme. Dieses sein Bekenntnis wünsche er als Votivtafel an Filippos Grab aufgehängt, es möge mit den Annalen in alle Welt hinausgehen, damit alle Leser deren eigentlichen ‚Urheber und Baumeister' anerkennten und lobten. In der Tat ist die von dem großen Gelehrten gewünschte Votivtafel noch heute rechts von Filippos Grab zu sehen: oben zeigt sie eine hübsche Miniatur, Baronius die Annalen schreibend, darunter folgt die ganze lange Danksagung aus dem achten Band des großen Geschichtswerkes.

Wenn nicht geradezu einen ‚prophetischen Geist', wie Baronius meinte, so hat Filippo doch jedenfalls eine erstaunliche Weite des Blickes bewiesen, als er die Bedeutung der Zenturien voraussah und zu ihrer Widerlegung nicht wie andere an eine kleinere oder größere Streitschrift, sondern an ein Werk im größten Stile dachte. Er verstand die Zeichen der Zeit. Die Zenturien bedeuten einen Wende-

punkt in der protestantischen Streittheologie; man beginnt daran zu verzweifeln, auf dogmatischem Gebiet Triumphe über die alte Kirche erringen zu können, und bemüht sich statt dessen, ihre Geschichte gegen sie auszunützen, ihre Entwicklung als einen beständigen Abfall vom Geiste Christi darzustellen. Zugleich kommt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts überhaupt auf geistigem Gebiet eine neue Richtung zur Geltung. Die humanistische Strömung mit ihrer ausschließlichen Pflege der schönen Form hat allmählich die Herrschaft verloren, es beginnt das philologisch-antiquarische Zeitalter, indem die Aufmerksamkeit sich der Geschichte und Altertumsforschung zuwendet. Es lag sehr viel daran, daß die neue Richtung nicht wiederum, wie früher der Humanismus, in mehr oder weniger unkirchliche Bahnen einlenkte. Filippo hat die Gefahr frühzeitig erkannt. Die Begeisterung für die Geschichte der Kirche ist bezeichnend für ihn, der, noch kaum der Kindheit entwachsen, im heiligen Rom mit seinen großen Erinnerungen eine neue Heimat und in den Katakomben fromme Anregung sucht. Er war insofern der richtige Mann, um die neue Zeitströmung zu verstehen, ihr entgegenzukommen und sie gleich bei ihrer Entstehung für die Kirche fruchtbar zu machen.

Wie auf dem Gebiet der Geschichte das Riesenwerk des Baronius mit seiner unabsehbaren Einwirkung aus Filippos Geiste geboren ist, so verdankt auf dem Gebiet der Altertumskunde der ‚Kolumbus der Katakomben', Antonio Bosio (gest. 1629), es zwei Schülern Filippos, wenn nach seinem frühen Tod dennoch seine Forschungen veröffentlicht wurden und erhalten blieben. ‚Unter den ersten', schreibt Giovanni Battista de Rossi, ‚die Licht in das Dunkel der Katakomben brachten, verdienen vorzüglich Erwähnung die Väter des Oratoriums, die unter Anregung ihres heiligen Stifters Filippo Neri eine besondere Liebe und Verehrung gegen die Akten der Märtyrer, die heiligen Denkmäler Roms und was immer die Geschichte der Kirche betraf, an den Tag legten.' Filippo selbst ist auch Gründer der Bibliothek in der Vallicella, einer der ersten, die dem allgemeinen Gebrauch geöffnet wurden.

Wie Filippos Wirksamkeit die Wissenschaft mächtig beeinflußte, so auch eine der schönen Künste, die Musik. Bald nach seinem Tode beginnt die Tonkunst neue Bahnen einzuschlagen. Die polyphone, kontrapunktische Schreibweise, in der alle Stimmen gleichberechtigt nebeneinander herschreiten, verliert an Boden, es beginnt die Zeit des monodischen Stils, bei dem nur eine der Stimmen die eigentliche Sangweise vorträgt, während die andern sich rein begleitend verhalten. Im Zusammenhang damit entwickeln sich neue musikalische Kunstformen, die Kantate, die Oper, das Oratorium.

Filippo schätzte die Tonkunst als ein Mittel, das Herz zu Gott zu erheben, und ließ deshalb bei den Versammlungen in seinem Oratorium gern mehrstimmige Gesänge vortragen. Als Leiter seines Chores gewann er einen der angesehensten Tonsetzer Roms, seinen Landsmann Giovanni Animuccia (gest. 1569), Kapellmeister an St. Peter und in dieser Stellung Vorgänger Palestrinas. Animuccia verfaßte eigens für das Oratorium Sammlungen von geistlichen Lobgesängen, denen andere, von dem Oratorianer Francesco Soto veranstaltete folgten. Wie Animuccia selbst sagt, befliß er sich in diesen Gesängen einer gewissen Einfachheit; erst nachdem das Oratorium von S. Girolamo ‚durch die Gnade Gottes und die Hilfe von hervorragenden Prälaten und Edelleuten einen außerordentlichen Zuwachs erhalten', habe er sich einen mäßigen Gebrauch der gewöhnlichen Kunstmittel erlaubt. In der Tat finden sich in den späteren Sammlungen sechs- und achtstimmige Gesänge, woraus folgt, daß Filippo damals über einen ausgebildeten Chor verfügte. Bei der Beliebtheit der Versammlungen in S. Girolamo konnte es nicht ausbleiben, daß die dort geübte Gesangsweise den Geschmack weiterer Kreise zu Gunsten eines einfacheren Stiles in der Tonkunst beeinflußte; Palestrinas herrliche Messe des Papstes Marcellus mit ihrer gerühmten Durchsichtigkeit und Verständlichkeit hat ihren Vorläufer in Animuccias Werken.

Ohne es zu beabsichtigen, trug Filippo auch auf rein musikalischem Gebiete bei zur Entstehung einer neuen Kunstform, des musikalischen Oratoriums, das später durch

Händel, Haydn, Mendelssohn, in neuester Zeit durch Liszt, Tinel, Perosi eine so hohe Ausbildung erreichte. Bisher hatte die Tonkunst auf weltlichem Gebiete sich mit einem einzigen Gebilde, dem sog. Madrigal, dem Chorlied rein lyrischen Charakters, begnügt. Zu Ende des 16. Jahrhunderts wird man der ewigen Madrigale überdrüssig, man beginnt mehrere lyrische Stücke zu einem größeren Ganzen zu vereinigen, und so entstehen Oper und Oratorium. Die Oper mag man eine Zusammentat von Lyrik und Drama nennen; eine Handlung wird durch Schauspieler vorgeführt, die an geeigneten Stellen den Affekten in Gesängen Ausdruck verleihen, wohingegen das musikalische Oratorium eine Mischung von Lyrik mit einem epischen Element ist; eine Geschichte aus der Heiligen Schrift oder die Legende wird entweder erzählt und die Seelenzustände der handelnden Personen im Einzel- und Chorgesang ausgedrückt, oder es ergibt sich der Zusammenhang der Begebenheiten auch ohne ausdrückliche Erzählung ganz von selbst aus der Aufeinanderfolge der Gesänge.

Ursprünglich ließ Filippo in den Abendversammlungen seines Oratoriums nur geistliche Lieder und Gesänge von rein lyrischer Art vortragen. Sein Schüler Giovenale Ancina, später Bischof von Saluzzo und Freund des hl. Franz von Sales, dichtete Texte zu solchen ‚Laudi' im engen Anschluß an die Erzählungen der Heiligen Schrift. Von hier aus war nur mehr ein Schritt bis zur Vorführung solcher Erzählungen und Geschichten nach Art des späteren musikalischen Oratoriums. Dieser Schritt wurde 1619 vollzogen durch den berühmten Tonsetzer Giovanni Francesco Anerio, der auf Bitten des päpstlichen Sängers Orazio Griffi Texte, welche ‚die Evangelien und Geschichten der Heiligen Schrift und das Lob aller Heiligen' behandeln, in Musik setzte. Bezeichnenderweise redet Griffi in seiner Vorrede zu Anerios ‚Teatro armonico spirituale' den hl. Hieronymus und den bereits selig gesprochenen Filippo Neri an, um ihnen das Werk zu widmen: ‚Dir, hl. Hieronymus, gebührt die Ehre zuerst, denn in deinem Hause gelangte der sel. Filippo während 33 Jahren zu dem hervorragenden Grade von Heiligkeit. Du aber, sel. Filippo, hast so heldenmütige und

einzige Werke vollbracht, daß die Besserung der Sitten von vielen Gläubigen großenteils durch dich ihren Anfang genommen hat.' Dann beschreibt Griffi mit hohem Lob die Übungen im Oratorium von S. Girolamo und S. Maria in Vallicella, an denen er selbst 45 Jahre lang teilgenommen habe. Den Namen Oratorium erhielt die neue Kunstform zwischen 1635 und 1640 von dem Ort, an dem sie zuerst zur Anwendung kam. Im 17. und 18. Jahrhundert fand das musikalische Oratorium bei den Söhnen Filippos eifrige Pflege.

Die Kongregation des Oratoriums war das letzte der großen Unternehmen, die Filippo ihr Entstehen verdanken; es beginnt für ihn nunmehr der schöne Abend eines im höchsten Grad inhaltsreichen Lebens. An Schwierigkeiten von innen und außen, an Widerspruch und Widersachern hatte es ihm früher nicht gefehlt. Lange lebte er in quälender Ungewißheit, ob er nicht besser tue, Rom mit Indien zu vertauschen und nach Franz Xavers Beispiel sich der Heidenmission zu widmen. Kaum war er in S. Girolamo eingezogen, als einzelne Gegner ihn zu vertreiben gedachten, indem sie versuchten, ihm das Leben unerträglich zu machen. Unter Paul IV., da alles Neue fast ohne Unterschied als verdächtig galt, hatte der Generalvikar Kardinal Rosario ihn als ehrgeizigen Streber behandelt; für eine kurze Zeit ward ihm das Beichthören wie das Veranstalten gemeinsamer Wallfahrten verboten. Diese Zeit des mühseligen Ringens, des Ackerns und Pflügens ist nunmehr vorüber; Filippo braucht gleichsam nur noch einzuheimsen, was er in harten Arbeits- und Leidensjahren ausgesät hat. Schon Pius V. schätzte ihn sehr hoch; Gregor XIII. küßte ihm, ebenso wie Carlo Borromeo, die Hand; Gregor XIV. empfing ihn mit einer Umarmung, als er kam, ihm, dem neuen Papst, zu huldigen. Klemens VIII., seit seinem dreißigsten Jahr Filippos Beichtkind, wünschte auch als Papst ihn so oft wie nur möglich zu sehen und ließ sich nicht zum geringsten Teil auf seine Fürsprache zur Wiederaufnahme Heinrichs IV. in die Kirche bestimmen. Leo XI. dehnte als Kardinal seine Besuche bei Filippo Neri oft auf vier bis fünf Stunden aus und versicherte, dessen Zimmer sei für ihn ein Paradies.

Zu Filippos Beichtkindern gehörten etwa zehn Kardinäle, darunter Federigo Borromeo und Cusano, und aus der römischen Aristokratie Mitglieder der Familien Massimo, Gaetani, Pamfili, Sforza, Crescenzi, Orsini, Odescalchi, Colonna, Frangipani, Vitelleschi, Salviati. Wie groß sein Einfluß auch bei den Vornehmen war, zeigt das Beispiel Anna Borromeos, der Schwester des Kardinals und Schwiegertochter des Vizekönigs von Sizilien Marcantonio Colonna. Als wegen der Chiesa Nuova sich Schwierigkeiten erhoben, weil Kardinal Farnese gewisse Rechte auf die Kirche beanspruchte, meldete ihr Filippo, er werde ihr nicht mehr schreiben und ihre Beichte nicht mehr hören, wenn sie sich der Sache nicht eifriger als bisher annehme. Anna war daraufhin zu allem bereit. Von Vater und Mutter, schrieb sie an Kardinal Farnese, habe sie kaum wärmere und aufrichtigere Liebe erfahren als von Filippo; alles, was sie an Gnade besitze, verdanke sie ihm; seine Leitung zu verlieren, sei härter als der Tod. Von später Heilig- oder Seliggesprochenen standen die beiden Ordensstifter Camillo von Lellis und Giovanni Leonardi von Lucca unter Filippos Leitung, Giovenale Ancina gehörte der Kongregation des Oratoriums als Mitglied an, mit Carlo Borromeo, dem Kapuziner Felice di Cantalice, der Dominikanerin Caterina de' Ricci verband ihn innige Freundschaft; die englischen Märtyrer, von Filippo beim Begegnen auf der Straße oft mit dem Gruß ‚Salvete flores martyrum' bedacht, erbaten sich seinen Segen, bevor sie das blutige Feld ihrer Arbeiten und Leiden aufsuchten. Nie, so versichert Kardinal Cusano, habe er einen Menschen gekannt, der bei hoch und niedrig sich größerer Verehrung erfreute als Filippo Neri. Bis in sein achtzigstes Jahr, bis zu seinem Tod am 26. Mai 1595 lebte er, nach einem schönen Wort des Baronius, nie sich selbst, sondern nur für das Wohl der andern, für das Wohl seiner Römer, und Rom vergalt es ihm durch ein unbegrenztes Vertrauen. Auch als Greis blieb er noch der Apostel der Ewigen Stadt, und sein Apostolat erstreckte sich vom Papst bis zum letzten Straßenjungen.

Nicht weniger merkwürdig als diese Verehrung selbst ist es, daß sie auch bei solchen, die jahrzehntelang im

innigsten Verkehr mit ihm standen, im Laufe der Zeit nicht abnahm, sondern sich steigerte bis zu Filippos Tod. Die auffallendsten Beispiele dafür sind Baronius und Tarugi; ähnliches gilt von den späteren Päpsten Klemens VIII. und Leo XI. Dabei hatte seine Seelenleitung bei aller Liebe und Freundlichkeit seines Wesens doch durchaus nichts Weichliches an sich. Von solchen, die eben erst bekehrt waren, verlangte er freilich nur das Notwendigste; wenn aber jemand sich seiner Führung anvertraute und im Guten sich befestigt hatte, so stellte er strenge Anforderungen. Die Mitglieder seines Oratoriums geißelten sich dreimal jede Woche. Als bei der Bedrohung Roms durch Alba im Jahre 1556 Francesco Vai aus Furcht nicht wagte, sich nach der Ewigen Stadt zu begeben, machte er ihm ernste Vorwürfe, daß er ein geistlicher Mensch sein wolle und doch den Tod fürchte, statt vielmehr eine Gelegenheit zum Martertod mit klingender Münze zu bezahlen. Ähnlich redete er zu andern. Auf äußere Abtötungen drang er nicht so sehr; von Kopfhängerei wollte er ganz und gar nichts wissen, aber unerbittlich forderte er die innere Abtötung des Eigensinns und Eigenwillens. Hierher gehören die auffälligen Sonderbarkeiten, die er selber übte und seinen Schülern auferlegte: so wenn er mit halbrasiertem Bart oder an einem Strauß von Ginster riechend durch die Straßen Roms einherspazierte; wenn er der Anna Borromeo, die um seinen Segen bittend auf offener Straße vor ihm niederkniet, allerdings segnend die Hand aufs Haupt legt, ihr aber zugleich die Haare durcheinander wirft, oder dem Consolini, der sich einer Pfründe wegen einer Prüfung unterziehen soll, dem Papst zu sagen aufträgt, bei einem Mann von seiner literarischen Bildung sei eine Prüfung nicht nötig. Derartige Dinge sind bei Filippo nicht Ausbrüche von Mutwillen oder witziger Laune; er dachte dadurch in sich und andern Menschenfurcht und Ehrliebe zu ertöten. In diesem Sinne sagte er öfters, wer nicht den Verlust der weltlichen Ehre um Christi willen ertragen könne, werde nie in geistlicher Hinsicht Fortschritte machen.

Baronius, der Beichtvater Filippos, bezeugt, daß der Heilige auf seinem Sterbebett nichts so sehr beklagte, als

daß die Menschen ihn mehr schätzten, als er, der sich für einen großen Sünder halte, verdiene. Als Kardinal Federigo Borromeo dem Heiligen die letzte Wegzehrung brachte, rief Filippo laut aus: Herr, ich bekenne, daß ich niemals etwas Gutes getan habe, worauf er mit tiefster Bewegung die Worte sprach: Ich bin nicht würdig.

In einem Jahrhundert, das so reich ist an Kirchenverbesserern aller Farben und Schattierungen, nimmt Filippo eine Stelle ein, die zu Vergleichen fast von selbst auffordert. Wie er zeitlich im 16. Jahrhundert am Ende einer langen Reihe von Reformatoren steht, so bildet er auch geistig den Gegenpol gegen eine Richtung, die in John Knox ihren Höhepunkt erreicht; in seiner Eigenart kann er fast ebensowenig noch überboten werden wie sein schottisches Gegenbild in der seinigen. Im lebhaften Gefühl von den Schäden der damaligen Kirche begegnet er sich mit den ‚Reformatoren' des Nordens; ebenso in der Hochschätzung des Urchristentums, das ja auch jene als ihr Vorbild für ihre Erneuerung hinstellten. Aber auf der andern Seite welch ein Unterschied! Filippo Neri denkt nicht daran, kirchliche Lehren und Einrichtungen umstürzen zu wollen auf Grund wissenschaftlicher Forschungen über das christliche Altertum, die damals ohnehin noch nicht über die ersten Anfänge hinaus waren. Ihm kommt es hauptsächlich darauf an, den Geist der Urkirche wieder zu erwecken, in sich und in andern; dieser Geist aber besteht nach seiner Auffassung vor allem in einer Gottesliebe, die getragen ist von Demut und Opfergeist und deshalb den Aufschwung zur höchsten Kraft ermöglicht. Er will darum nichts von einer Reform wissen, die daherfährt wie Sturm und Ungewitter, Blitze schleudernd und Eichen zerschmetternd. Er wirft nicht die Brandfackel in Kirchen und Klöster. Er gießt nicht Zornesschalen der Entrüstung aus über Priester und Mönche. Die Gebrechen der Priester bringen ihn nicht zur Verachtung ihres Amtes und Standes, vielmehr hält er sich des Priestertums für unwürdig. Als unter Paul IV. im Namen des Papstes ihm offenbares Unrecht geschieht, kommt es ihm gar nicht in den Sinn, daß er ein gottgesandter Prophet sein könne und als neuer Elias auftreten dürfe; statt zum

Aufstand aufzurufen, unterwirft er sich in einfachem Gehorsam, willig wie ein Kind. Sein Wesen und Wirken ist wie milder Sonnenschein, erfreuend und erwärmend, ganz Milde, Güte, Frohsinn und herzgewinnende Freundlichkeit. Die Demut wählte er für immer zur Führerin, als seine Gottesliebe ihn die ersten Schritte aus seiner Einsiedelei in die große Welt tun ließ, und die Demut führte ihn recht. Beim Einfachsten und Unscheinbarsten beginnt sein Wirken auf die Welt, mit Dingen, zu denen ihm niemand die Berechtigung absprach. Aber unmerklich und wie von selbst erweitert sich immer mehr der Kreis seines Wirkens und seines Einflusses, bis er unter Gregor XIII. ganz Rom und zuletzt die ganze Kirche umfaßt, bis Kardinäle und Päpste, Wissenschaft und Kunst ihm huldigen, und was mehr ist: bis Tausende in ihm den Urheber ihres Glückes für Zeit und Ewigkeit verehren. Indem er alles opferte, um Gottes willen auf alles verzichtete, hat er hundertfach alles wiedergefunden. Vor den Augen seiner Vertrauten und Zeitgenossen wie vor der Nachwelt steht er da als eine Idealgestalt, an der kein Makel zu entdecken ist.

DER HL. KARL BORROMÄUS

Gemälde von Figino in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand.

ALS Papst Pius IV. im März 1560 seinen erst einundzwanzigjährigen Neffen Carlo Borromeo zu seinem Geheimsekretär ernannte, war neben der Verwandtenliebe zunächst nur die gleiche Erwägung maßgebend, die so viele seiner Vorgänger zu ähnlichen Schritten bewogen hatte: gegenüber dem Parteiwesen an der Kurie und im Kardinalkollegium glaubte er einen zuverlässigen Vertrauten und Mitarbeiter nur unter seinen Verwandten finden zu können. Daß die Wahl gerade auf Carlo Borromeo fiel, wurde entscheidend für seine ganze Regierung. Er fand in ihm vor allem das, was er als selbständiger Charakter suchte: einen pflichttreuen Gehilfen, der mit größter Hingebung, ausdauerndem Fleiße und unerschöpflicher Geduld bemüht war, die Weisungen des Oberhauptes der Kirche auszuführen.

Die kurialen Kreise wie die Diplomaten waren von dem neuen Staatssekretär wenig befriedigt. Sie durften sich keine Hoffnung machen, durch den jugendlichen Neffen Einfluß auf den alten, welterfahrenen Papst zu gewinnen. Zudem waren die strenge Lebensweise und die durch und durch kirchliche Gesinnung Carlos durchaus nicht nach dem Geschmack dieser Kreise, deren Ideal noch immer der Nepotentypus der Renaissancezeit war. Carlo Borromeo hatte davon auch nicht das Geringste an sich. Schon sein

Äußeres war weder durch Schönheit anziehend noch durch Majestät imponierend. Seine überaus große Bescheidenheit bewirkte, daß er beim ersten Begegnen nicht den Anschein einer bedeutenden Begabung erweckte. Seine mehr auf Gründlichkeit als auf den äußern Glanz gerichtete Geistesanlage drängte ihn nicht, sich mitteilsam zu zeigen oder sich geltend zu machen. Ein Zungenfehler, der ihn beim Reden sich überstürzen ließ und den er erst allmählich sich abgewöhnte, verstärkte noch den ungünstigen Eindruck; seine bescheidene Zurückhaltung wie die Gewissenhaftigkeit, mit der er es vermied, seine Stellung zu seiner Bereicherung auszunützen oder das Leben nach der Weise des Renaissancemenschen zu genießen, wurde ihm erst recht als Beschränktheit ausgelegt. In den Gesandtschaftsdepeschen, welche über die Anfänge des jugendlichen Staatssekretärs berichten, erscheint er als ein frommer und guter, aber für die Geschäfte dieser Welt wenig tauglicher Charakter. Mit der Zeit lautete aber das Urteil auch der venezianischen Gesandten günstiger. Wer näher mit Carlo verkehrte, dem konnte nicht entgehen, daß er einen scharfen Verstand, ein klares Urteil besaß, und was ihm etwa an Schnelligkeit der Auffassung abging, durch rastloses Nachdenken ersetzte. Seine große Energie ermöglichte es ihm, oft sechs bis sieben Stunden ununterbrochen und ohne zu ermüden ein wichtiges Geschäft nach allen Seiten hin zu überdenken, ehe er zu einem festen Entschlusse schritt.

Über jedes Lob erhaben waren Carlos Charakterfestigkeit, Zuverlässigkeit und tiefinnerliche Frömmigkeit. Von jeher hatte er davon Beweise gegeben. In früher Jugend für den geistlichen Stand bestimmt und durch einen Hauslehrer dafür vorgebildet, bezog der Sproß des alten Aroneser Adelsgeschlechtes bereits 1552, kaum vierzehnjährig, die Universität Pavia, um die Rechte zu studieren. Der Vater hatte ihm einen Hofmeister beigegeben, aber Carlo sah sich bald genötigt, ihn als untauglich zu entlassen; so war er gleich beim Scheiden vom väterlichen Hause tatsächlich auf sich allein gestellt und mußte sich selbständig seinen Weg suchen. Erfüllt von dem Gedanken, daß er es seiner Familie und namentlich den beiden Oheimen, dem Feldherrn und

dem Kardinal, schuldig sei, etwas Tüchtiges zu leisten, verlegte er sich mit aller Kraft auf die Studien. Mit starken Unterbrechungen, die zum Teil durch Überanstrengung notwendig wurden, beendete er sie 1559 durch ein glänzendes Doktorexamen. Seinen religiösen Pflichten kam Carlo gewissenhaft nach und bewahrte sich inmitten der verdorbenen Universitätsstadt seine Sittenreinheit unbefleckt.

Die bezeichnendste Eigenschaft des künftigen Reformators, sein außergewöhnliches Regierungs- und Verwaltungstalent, tritt schon in seinen Studienjahren stark hervor. Er mußte in Pavia selbst seinen Haushalt führen und die Diener überwachen und entledigte sich dieser Aufgabe trotz vielen Schwierigkeiten und beständigem Geldmangel mit großem Geschick. In den Ferien und während der Pausen in seinen Studien besorgte er, wenn der Vater abwesend war, die Verwaltung der väterlichen Güter, und nach dem Tode des Vaters (1558) erklärte sich sein älterer Bruder Federigo sehr damit einverstanden, daß Carlo die Leitung der Familie wie des väterlichen Vermögens in seine bereits erprobten Hände nahm. Nach der Unsitte der Zeit war er schon als Kind zum Kommendatarabt einer Benediktinerabtei ernannt worden. Die Einkünfte daraus ließ er mit Erlaubnis des Vaters zum größten Teil den Armen zukommen. Auch versuchte er mit Erfolg die Reform der Mönche. Als gütliche Mittel nicht fruchteten, sorgte er dafür, daß auch Gefängnisstrafen zur Anwendung kamen.

Zu den ersten Ämtern, die Pius IV. an Carlo verliehen hatte, gesellten sich sehr bald noch viele andere. Der Papst ernannte ihn zum Protektor von Portugal, Niederdeutschland und den sieben katholischen Kantonen der Schweiz, ferner zum Protektor des Franziskaner-, Karmeliten- und Humiliatenordens, der Regular-Kanoniker vom Heiligen Kreuz zu Coimbra, der Johanniter und des Christusordens in Portugal. Die Einkünfte aus seinen Würden, aus verschiedenen Abteien, die ihm als Kommenden übergeben waren, wie aus den Familiengütern berechnete der kaufmännische Sinn des venezianischen Gesandten Girolamo Soranzo 1563 auf jährlich ungefähr 48000 Scudi.

Daß der jugendliche Nepot sich durch all diese Ehren und Reichtümer nicht zum Lebensgenuß verleiten ließ, erregte die Verwunderung der auswärtigen Gesandten. Auch war nicht die geringste Anwandlung von Hochmut an ihm zu bemerken. Sein Wandel blieb nach dem einstimmigen Zeugnis der Zeitgenossen völlig fleckenlos. Mit brennendem Arbeitseifer warf er sich in die Geschäfte hinein, so daß in der ersten Zeit seine Diener für die Gesundheit ihres Herrn bangten. Es bleibe ihm kaum Zeit, ruhig zu essen und zu schlafen, schreibt einer seiner Familiaren; man möge Carlos Oheim, den Grafen Francesco, veranlassen, daß er im Verein mit Graf Guido Borromeo seinem Neffen sooft wie nur möglich Vorstellungen mache, denn gegen die Bitten seiner Diener sei er taub. Carlo selbst schreibt am 22. Januar 1560, er sei gesund trotz der ‚unendlichen' Anstrengungen, aber es komme ihn hart an, nur fünf bis sechs Stunden Schlaf erübrigen zu können. Mit Verzicht auf seine eigenen Neigungen und Pläne stellte er sich ganz dem Papst zur Verfügung. Tagsüber hielt er sich möglichst in der Nähe des Oheims auf, und jeden Morgen ging er mit dem geschäftsleitenden Sekretär der Staatskanzlei, Tolomeo Galli, zu ihm, um zwei bis drei Stunden lang Vortrag über die zu erledigenden Berichte und Gesuche zu halten. Die im Geheimsekretariat täglich in Menge einlaufenden Schriftstücke wurden dort zunächst auf kurze, schmale Oktavseiten exzerpiert. Diese Auszüge dienten Borromeo und Galli als Grundlage für ihren Vortrag beim Papste. Die Entscheidungen, die Pius IV. sehr rasch zu fällen pflegte, wurden oft mit Bleistift in kurzen Schlagworten auf die Rückseite der Auszüge notiert und dann zur Ausfertigung der Antwort verwendet. Die im Geheimsekretariat fertiggestellten ‚Minuten' wurden von Borromeo oder auch von Pius IV. selbst noch einmal revidiert, um endlich ins reine geschrieben zu werden. Selbst diese Reinschriften prüfte der Papst zuweilen nochmals. Die Weisungen für die Nuntien und Legaten waren stets im Namen Borromeos verfaßt, der seiner Unterschrift oft auch längere Zusätze beifügte. Manchmal schrieb der Kardinal sogar ganze Briefe mit eigener Hand. Nur in besonders wichtigen Fällen oder wenn der Adressat geehrt

werden sollte, erfolgte die Ausfertigung der Briefe im Namen des Papstes; dieser setzte dann öfters noch eigenhändige Nachschriften hinzu, die an Bestimmtheit selten zu wünschen übrig ließen.

Durch die Hände Borromeos ging fast die ganze diplomatische Korrespondenz, er hatte sich darum mit den großen Fragen der europäischen Politik ebenso zu beschäftigen wie mit den kirchlichen Angelegenheiten. Aber auch Gnadengesuche für verurteilte Verbrecher, Empfehlungen für Stellen, Dekrete gegen Banditen, Beschwerdeschriften und noch vieles andere von geringerer Bedeutung hatte er zu erledigen. Neben diesen anstrengenden Arbeiten hielt der Kardinal jede Woche dreimal mit acht Rechtsgelehrten eine Beratung über die laufenden Geschäfte in der Verwaltung des Kirchenstaates. Dazu kamen noch zahlreiche Sitzungen der Kardinalkongregationen, so am Donnerstag die für die Reform der Kirche, an denen Borromeo teilzunehmen hatte. Eine Erholung waren ihm die abendlichen Diskussionen in der von ihm unter dem Namen ‚Vatikanische Nächte' errichteten Akademie, wo lateinische Arbeiten und Reden vorgetragen wurden.

Trotz dieses großartigen Beispiels aufopfernder Pflichttreue war Borromeo doch noch nicht der strenge Aszet seiner spätern Lebensjahre. Er liebte leidenschaftlich die Jagd und übte sie zu seiner Erholung eifriger aus, als sich nach den Begriffen seiner Freunde mit der Würde eines Kardinals vereinigen ließ. Sehr bedacht war er auf den Glanz seines Hauses. Für seine Person machte er freilich nach damaligen Vorstellungen nur recht bescheidene Ansprüche, obschon immerhin 150 Personen, alle von Kopf bis zu Fuß in schwarzen Samt gekleidet, seinen Hofstaat bildeten. Die Familie Borromeo sollte nach seinem Willen durchaus ihrem nunmehr fürstlichen Rang entsprechend auftreten. Seine Ernennung zum Kardinal meldete er seinen Verwandten allerdings in einfachster Form und wünschte, daß man das glückliche Ereignis nur in Arona, namentlich durch Messen zu Ehren des Heiligen Geistes, feiere. Aber zugleich wollte er doch auch, daß seine Schwester fortan zwei Gesellschaftsdamen mehr haben solle, und sie müßten von Adel

und gutem Rufe sein. Voll Freude äußerte er sich in seinen Briefen, als seine Schwestern — durch die Bemühungen des Oheims unter eifriger Mitwirkung des Neffen — vornehme und reiche Heiraten mit den Gonzaga, Colonna, Altemps und den Fürsten von Venosa schlossen. Dagegen zeigte er sich recht besorgt, als eine weniger begüterte Verwandte im Begriffe war, sich unter ihrem Stande zu verheiraten und so die Ehre der Familie zu beeinträchtigen.

Besondern Anteil nahm Kardinal Borromeo an den Schicksalen seines einzigen Bruders Federigo, der 1560 die Tochter des Herzogs von Urbino, Virginia della Rovere, heimgeführt hatte. Die ganze Familie Borromeo war mit Recht stolz auf diese Verbindung, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Federigo, auf dessen Haupt das Glück mit verschwenderischer Hand seine Gaben zu häufen schien, war eine ruhige Natur. Einfluß auf die Staatsgeschäfte scheint er nicht erstrebt zu haben. Trotzdem bemühten sich die fremden Fürsten um seine Gunst. Vor allem tat dies Cosimo I., indem er im Dezember 1560 Federigo den prachtvollen Palast Altoviti nebst einer bedeutenden Geldsumme schenkte. Das Verhältnis der Borromei zum Herzog von Florenz wurde so eng wie zwischen Vater und Sohn.

Am 2. April 1561 ernannte Pius IV. das jugendliche Haupt der Familie Borromeo zum Generalkapitän der Kirche. Feierlich überreichte er seinem geliebten Federigo den Feldherrnstab mit dem Anrecht auf eine monatliche Pension von 1000 Dukaten. Am 22. desselben Monats ging Federigo als Stellvertreter des Papstes nach Trient, um der Tochter des römischen Königs Ferdinand, der Braut des Herzogs von Mantua, das Ehrengeleit nach ihrer neuen Heimat zu geben. Wieder ein Jahr später schickte sich Philipp II. an, den bisherigen Grafen zum Marchese von Oria zu erheben. So gewann es den Anschein, daß der Name Borromeo bald mit dem der Farnese oder Medici an Glanz und Ruhm werde wetteifern können; da erlag Federigo ganz unerwartet am 19. November 1562 nach nur achttägiger Krankheit einem Fieberanfall. Das glänzende Leichenbegängnis, das für den so schnell Dahingerafften veranstaltet wurde, schien auch die Totenfeier für den

Ruhm des Hauses Borromeo sein zu sollen. In dem goldgewirkten Leichentuch, das bei den Exequien am 25. November unter vergoldetem Baldachin den Sarg verhüllte, mochte Kardinal Borromeo ein Sinnbild für den glanzumstrahlten Untergang seiner Familie erblicken.

Der plötzliche Tod des so zärtlich geliebten, erst siebenundzwanzigjährigen Nepoten erfüllte den Papst mit dem tiefsten Schmerze. Er trug ihn jedoch mit Ergebung, denn er sah in dem niederschmetternden Schlage, der alle seine Pläne für die Erhöhung des Nepoten vernichtete, eine Strafe des Himmels dafür, daß er, um Federigo noch mehr zu fördern, dem spanischen König allzu große Zugeständnisse in der Verwendung kirchlicher Einkünfte gemacht habe. Auf Kardinal Borromeo machte der jähe Zusammenbruch so glänzender Hoffnungen ebenfalls einen sehr tiefen Eindruck, und das um so mehr, als fast zur selben Zeit mit dem geliebten Bruder auch der jugendliche Sohn des Herzogs von Florenz, der zugleich mit Carlo Borromeo den Kardinalshut erhalten hatte, nach nur dreitägiger Krankheit dem Tode zum Opfer gefallen war.

Carlos aszetischer Sinn hatte schon längst nur mit Widerstreben einer mehr weltlichen Auffassung des Lebens Zugeständnisse gemacht. Jetzt, da ihm die Nichtigkeit alles rein irdischen Strebens in so grellem Lichte vor Augen trat, war er entschlossen, auch mit den letzten Resten weltlichen Sinnes bei sich aufzuräumen und seinem Leben die ausschließliche Richtung auf die höchsten Ziele zu geben.

Ganz andere Folgerungen zog der weltlich gesinnte Teil Roms, und wie man glaubte auch der Papst, aus den Ereignissen. Man meinte, der nunmehrige Erbe des ganzen Reichtums der Borromei werde die geistliche Laufbahn aufgeben und an Stelle des verstorbenen Bruders die Familie weiterführen. Carlo war allerdings schon Subdiakon und hatte als solcher die Pflicht zur Ehelosigkeit auf sich genommen; aber in seinem Falle schien eine päpstliche Dispens nicht unmöglich. Solchen Erwartungen machte indes der Kardinal ein Ende, indem er sich am 17. Juli 1563 von Kardinal Cesi die Priesterweihe erteilen ließ. Sein Schritt geschah mit Einwilligung des Papstes, der im Konsistorium

des 4. Juni 1563 seinen Neffen zum Kardinalpriester erhoben hatte und ihm dabei ausdrücklich den Befehl erteilte, sich zum Priester weihen zu lassen. Zugleich erklärte Pius, es sei niemals sein Wille gewesen, Carlo zum Verlassen der priesterlichen Laufbahn zu zwingen; die gegenteiligen Gerüchte seien falsch. Borromeo war in seinen Entschlüssen sehr gefestigt worden durch die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola, denen er sich unter Leitung des Jesuiten Ribera unterzog. Seine erste Messe las er öffentlich mit großer Feierlichkeit in St. Peter an dem Altar der Confessio des Apostelfürsten, die zweite in aller Stille in der Kapelle, die Ignatius von Loyola benützt hatte.

Nach Empfang der Priesterweihe behielt Borromeo zunächst noch seinen Hofstaat bei, doch wurde er immer strenger gegen seine eigene Person, und zwar in solchem Grade, daß er sich sogar die Erholung eines Spaziergangs versagte. Die Reden in seiner Akademie der Vatikanischen Nächte durften sich nur mehr auf geistliche Dinge beziehen. Auch begann er, sich Vorlesungen aus Theologie und Philosophie halten zu lassen, um die Lücken seiner theologischen Bildung zu ergänzen. Eine Zeit lang dachte er sogar daran, seine Stellung als Staatssekretär ganz niederzulegen und sich in den strengen Orden der Kamaldulenser zurückzuziehen. Hiervon brachte ihn jedoch der Bischof von Braga, Bartholomäus de Martyribus, bei einem Besuch in Rom 1563 ab. Wiederholt bat Carlo den Papst, er möge ihm erlauben, wenigstens für einige Zeit sein Erzbistum Mailand zu besuchen und auf einen Teil der zahlreichen ihm verliehenen Pfründen zu verzichten.

Die Lebensänderung des ersten und angesehensten Kardinals erregte in Rom großes Aufsehen und fand bei vielen scharfen Tadel. Selbst Freunde der Kirchenreform meinten, er gehe, freilich seinem energischen und ernsten Charakter entsprechend, in manchen Punkten allzu weit. Der Unwille entlud sich namentlich gegen Ribera und die Jesuiten; sie hätten, so hieß es, den Kardinal in ihre Netze gezogen, um Geld von ihm zu bekommen und ihn selbst zum Eintritt in ihren Orden zu vermögen. Ähnliche Gerüchte drangen bis zu Pius IV. und fanden bei ihm, wie es scheint, einigen

Glauben. Nach einem Schreiben des spanischen Gesandten Requesens vom 30. April 1564 hat der Papst großes Mißfallen darüber bezeigt, daß Kardinal Borromeo seinen Tisch und Haushalt eingeschränkt und verschiedene andere Zeichen von Weltverachtung gegeben habe. Er sagte, das seien Theatinereien und melancholische Einfälle, und den Jesuiten und andern Ordensleuten ließ er mitteilen, er werde sie strafen, wenn sie noch einen Fuß in das Haus des Kardinals setzten. Der Groll gegen die Jesuiten war so stark und zog so weite Kreise, daß der Ordenssekretär Polanco es für nötig hielt, sogar nach Spanien ein eigenes Schreiben zu senden, in dem er eine Klarstellung der Sachlage gibt und die Verantwortlichkeit seiner Ordensbrüder für alle einzelnen Schritte Borromeos bestreitet.

So nachgiebig Carlo Borromeo auch sonst gegen die Wünsche seines Onkels war, für die Milderung seiner strengen Lebensweise machte er nicht die geringsten Zugeständnisse. Im Gegenteil, besonders nach dem Schluß des Trienter Konzils steigerte er seine Strenge noch mehr. Im Juni 1564 wurde der Hofstaat Carlos bedeutend herabgesetzt: gegen achtzig Personen, die für ein klerikales Leben weniger geeignet schienen, erhielten ihre Entlassung und wurden anderweitig versorgt; den übrigen verbot Carlo den Gebrauch seidener Gewänder und andern Luxus. An einem Tage der Woche genoß der Kardinal nur Wasser und Brot. Dem Gebet widmete er noch mehr Stunden als bisher; auch begann er trotz der Schwierigkeiten, die ihm Aussprache und Auftreten bereiteten, das Predigtamt auszuüben: bei einem Kardinal damals etwas Unerhörtes. Im geheimen unterzog sich Carlo Borromeo den schwersten Bußübungen. Eine Geißel mit Stacheln besetzt diente zur Züchtigung seines zarten Körpers; zuweilen benützte er dazu auch eine dreifache Kette, die ein Knoten zusammenhielt. Die Neugier seines Kammerdieners Ambrogio Fornero entdeckte diese Werkzeuge der Buße, als der Kardinal einmal den Schlüssel von dem Kasten zu nehmen vergaß, der sie den Blicken Unberufener entziehen sollte. Soranzo hebt im Jahre 1565 hervor, daß Borromeo durch seinen Arbeits- und Studieneifer sowie durch seine Fasten, Nachtwachen

und andere Abtötungen sehr abgemagert war. Wie durch ein Wunder hielten Borromeos an sich geringe Körperkräfte stand; erst zu Ende der Regierung Pius' V. vernimmt man von einer Erschütterung seines Gesundheitszustandes.

Mit der Zeit verstummte der Tadel über Carlos Aszese, sein Beispiel hatte Eindruck gemacht, selbst bei den weltlich gesinnten Diplomaten. Ihre Zeugnisse sind um so glaubwürdiger und wertvoller, da sie gewohnt waren, die menschlichen Seiten auch der höchsten Würdenträger rücksichtslos aufzudecken. Als der Venezianer Girolamo Soranzo im Juni 1563 über seine römische Gesandtschaft Bericht erstattete, bemerkte er: ‚Das Leben des Kardinals Borromeo ist das unschuldigste und völlig fleckenlos. Er gibt durch seine religiöse Haltung ein Beispiel, wie man kein besseres wünschen kann. Sein musterhafter Wandel muß ihm um so mehr zum Lob angerechnet werden, da er in der Blüte der Jahre steht, vielvermögender Nepote eines Papstes, reich und an einem Hofe ist, wo es ihm an Gelegenheit zu Vergnügungen aller Art nicht fehlen würde.' Zwei Jahre später schrieb Giacomo Soranzo: ‚Der Kardinal Borromeo ist erst siebenundzwanzigjährig, aber kränklich, da er sich durch Studien, Fasten, Nachtwachen und Abstinenzen geschwächt hat. Er ist Doktor der Rechtswissenschaft, widmet sich aber der Gottesgelehrtheit mit einem in unsern Tagen seltenen Eifer. Sein Leben ist das ehrbarste der Welt, und seine Religiosität ist so groß, daß man mit Fug sagen kann, er nütze durch sein Beispiel dem römischen Hofe mehr als alle Konzilsbeschlüsse; ein vom Papst so geliebter Nepote, der noch in der Jugendblüte stehend und an einem Hofe voller Verlockungen sich und die Weltlust in solchem Maße besiegt hat, ist eben eine seltene Erscheinung. Borromeo ist dem Papste äußerst ergeben, und der Papst hält viel auf ihn und seine Wünsche. Er und der Papst sind übrigens zwei verschiedene Naturen. Der Papst sähe ihn gern heiterer und weniger streng in Leben und Ansichten. Das hat er auch den Jesuiten gesagt, die auf des Kardinals Richtung großen Einfluß gehabt haben, aber dieser hat sich nicht von seinem Wege abbringen lassen. Der Hof liebt ihn wenig, weil er an anderes

Verhalten gewohnt war, und er klagt, daß der Kardinal vom Papst wenig erbitte, von dem Seinigen wenig gebe. Aber was das erste betrifft, so hält er es für eine Gewissenssache; sein Eigenes verwendet er zu Almosen, Aussteuern armer Mädchen und zum Abtragen der Schulden, die ihm namentlich sein Bruder hinterlassen hat.' Wie reichlich Borromeo Almosen austeilte, erhellt daraus, daß er damals von seinen Einkünften als Erzbischof von Mailand fast nichts für sich brauchte. Eine großartige Schöpfung aus seiner römischen Zeit ist das Collegio Borromeo zu Pavia, das er 1564 durch den Architekten Pellegrino Pellegrini errichten ließ, um ärmere adelige Studenten vor den Gefahren zu schützen, die er selbst während seiner Studien kennen gelernt hatte. Als sprechendes Zeugnis für die Wohltätigkeit Borromeos wird noch heute in S. Prassede der Tisch aufbewahrt, an dem er die Armen Roms speiste.

Von der größten Bedeutung wurde es, daß Carlo Borromeo die Durchführung der Trienter Reformbeschlüsse als seine Lebensaufgabe erkannte, in deren Dienst er mit größter Entschiedenheit und Ausdauer seine Arbeitskraft, seinen nicht geringen Einfluß auf den Papst und später seine bischöfliche Tätigkeit stellte. So wurde er für die Ausführung der Trienter Dekrete auf Jahrhunderte hinaus Vorbild und Wegweiser und dadurch einer der einflußreichsten Reformatoren auf kirchlichem Gebiet; mit der Trienter Versammlung bleibt sein Name auf immer verknüpft.

Während des Konzils war der ganze umfangreiche Briefwechsel mit den Legaten durch Borromeos Hand gegangen. Aus Trient liefen in jeder Woche wiederholt Berichte und Briefe an Borromeo ein, oft mehrere Schreiben an demselben Tage; die Aufgabe des Staatssekretärs war es, über alle diese Einläufe dem Papst Vortrag zu halten. Durch untergeordnete Beamte wurden freilich diese Berichte in kurze Auszüge zusammengefaßt, aber manche Anzeichen sprechen dafür, daß Borromeo nicht nur diese Auszüge seinem Vortrag beim Papst zu Grunde legte, sondern die Berichte selbst las. Was an das Konzil zu antworten sei, entschied Pius IV. selbst, aber dem Staatssekretär lag es ob, alle Entwürfe zu den Antworten zu prüfen und zu verbessern.

Bei manchen Anlässen zeigte es sich übrigens, daß Borromeo den Briefwechsel mit dem Konzil doch nicht als bloßes Werkzeug seines Oheims besorgte, sondern sich über die Ereignisse seine eigene Ansicht bildete und sie auch dem Papst gegenüber vertrat.

Mit welcher Freudigkeit und Hingabe Borromeo diese große Arbeitslast auf sich nahm, in der er den Dienst Gottes und das Wohl der Kirche sah, tritt selbst in seinen rein geschäftlichen Schreiben an die Legaten mitunter hervor; am Tage der Schlußsitzung nennt er das Konzil die größte Wohltat, die man der Welt erweisen konnte, ein für den Namen des Papstes ruhmvolles, für die ganze Christenheit segensreiches und notwendiges Unternehmen, das die Kirche Gottes aus so schwerer Not in gefahrvoller Zeit erlöse. Vielleicht in vielen Jahrhunderten werde eine so ausgezeichnete Versammlung nicht mehr zustande kommen. Er brenne vor Verlangen, nunmehr das Konzil so durchgeführt zu sehen, wie das Bedürfnis der Christenheit es fordere.

Diese Ausführung der Trienter Beschlüsse begann Borromeo vor allem im eigenen Haushalt und bei der eigenen Person. Wenn er alsbald nach dem Schluß des Konzils seinen Hofstaat einschränkte, die Einfachheit und Strenge seines Lebens steigerte, sich im Predigen übte, so bestimmte ihn dazu nicht an letzter Stelle die Rücksicht auf die Trienter Anordnungen. Das Konzil sollte nicht umsonst bestimmt haben, daß der Hausrat des Bischofs einfach sein möge und daß die Predigt seine Hauptpflicht sei. Über den bloßen Wortlaut des Konzils ging Borromeo weit hinaus; die ‚fast königliche Pracht seiner Hofhaltung' wich immer mehr einer fast allzu großen Einfachheit.

Für die Reformbewegung in Rom war es ein unschätzbarer Vorteil, daß der Neffe des Papstes, der erste und angesehenste Kardinal sich an ihre Spitze stellte. Die kirchlich Gesinnten und das Volk von Rom waren für Borromeo des Lobes voll. Von besonderer Bedeutung für die sittliche Wiedergeburt der Ewigen Stadt wie der Kirche mußte es sein, daß der Kardinalstaatssekretär seinen Einfluß beim Papst benützte, um würdige Männer ins Kardinalkollegium zu bringen. In der Ernennung vom 12. Mai 1565 wurde

niemand befördert außer auf Borromeos Anregung oder mit seiner Beistimmung.

Auch auf den Papst selbst blieb das Beispiel seines Neffen nicht ohne Einfluß. Ende Juli und Anfang August 1564 reformierte er den Apostolischen Palast; über 400 müßige Hofleute wurden entlassen. Schon vorher war ein neuer Hausmeister ernannt worden; Pius erkor für diesen angesehenen Posten eine bisher noch gar nicht hervorgetretene Persönlichkeit, die auch der letzte Kardinal für eine solche Stelle in seinem Haus nicht hätte wählen mögen. Alle Kammerherrnwürden außerhalb Roms, mit fünf Ausnahmen, hob der Papst auf, die Zahl der Geheimkämmerer und Kapläne, der Reitknechte und Reittiere wurde beschränkt. Man berechnete, daß der päpstliche Haushalt durch diese Reformen jährlich an 20000 Dukaten erspare.

Nach dem Tode Pius' IV. widmete sich Carlo Borromeo, von der Last des Staatssekretariats befreit, nur noch seinem Bistum Mailand, wo seine Tätigkeit sich zu einer sozusagen notwendigen Ergänzung und Erläuterung des Trienter Konzils gestaltete. Das gilt vor allem von seiner gesetzgeberischen Tätigkeit.

Der Natur der Sache nach hatte das Konzil auf dem Gebiete der Kirchenzucht nur die Grundsätze und Grundzüge für eine allseitige Erneuerung der Kirche aufstellen können. Hier griff Borromeo ergänzend ein durch seine Provinzial- und Diözesankonzilien. Kein Bischof der Neuzeit hat so viele Synoden gehalten wie er. Der Vorschrift der Trienter Kirchenversammlung, daß alle drei Jahre der Erzbischof die ihm unterstellten Oberhirten zu einer Provinzialsynode berufen solle, konnte freilich auch er nicht wörtlich entsprechen: der ersten Mailänder Bischofsversammlung vom Jahre 1565 folgte die zweite erst 1569, die dritte erst 1573. Von da an ist für die drei letzten Synoden allerdings der vorgeschriebene Abstand von drei Jahren eingehalten. Jährliche Diözesankonzilien, wie sie das Trienter Konzil verlangte, entsprechen dieser Forderung erst für die sieben Jahre 1578—1584, in denen in der Tat sieben solcher Versammlungen gehalten wurden, während die vier übrigen Diözesansynoden in die Jahre 1564, 1568, 1572, 1574 fallen.

Durch die gesetzgeberische Tätigkeit auf diesen Synoden wurde der Kardinal von Mailand nach einem Ausdruck Bischof Valiers von Verona ‚der Lehrmeister der Bischöfe'. Was in den Trienter Gesetzen in großen Zügen angedeutet wird, findet sich in Borromeos Anordnungen bis ins Kleinste ausgeführt, und zwar mit einem Scharfblick für das, was nottat und was sich tatsächlich durchführen ließ, der allgemeine Bewunderung erregte. Überall wurden von den Bischöfen Abdrücke der Dekrete gleich des ersten dieser Provinzialkonzilien verlangt, in kurzer Zeit waren sie fast über die ganze Christenheit verbreitet. Borromeo selbst verschickte Exemplare an seine Freunde, der Bischof von Alba verlangte sofort fünfundzwanzig; und als Borromeo im Jahre 1582 eine Sammlung seiner bisherigen Verordnungen als ‚Akten der Mailänder Kirche' herausgab, wurden von Lyon aus gleich hundert Exemplare bestellt, der Kardinal von Toledo verschaffte sich deren zehn, von denen eines seinen Weg in die Bücherei des spanischen Königs fand. Vermehrt durch viele spätere Hirtenbriefe und Verordnungen Borromeos, erlebten diese ‚Akten der Mailänder Kirche' öftere Auflagen; sie enthalten Anweisungen über die Feier der Festtage und die Beobachtung der Fastenzeit, über Ablässe und milde Stiftungen, über Verwaltung des Predigtamts und Spendung der Sakramente, über Vermögen und Ausstattung der Kirchen, über kirchliche Gerichte, bischöfliche Kanzlei und kirchliche Statistik, kurz, über alles, was zur Ordnung des kirchlichen Lebens gehört. Franz von Sales schrieb 1603, diese Akten der Mailänder Kirche seien für den Bischof unentbehrlich. Papst Paul V. sagt in der Bulle über Borromeos Heiligsprechung, sie seien im beständigen Gebrauch der Seelenhirten und böten überfließend reiche Belehrung über die Kirchenregierung. Zur Vorbereitung des Vatikanischen Konzils von 1870 wurde ein Konsultor eigens mit dem Studium der Dekrete Borromeos beauftragt. Die Verordnungen späterer Provinzial- und Diözesansynoden sind oft nur eine wörtliche Wiederholung der Mailänder Beschlüsse. Wenn, abgesehen von der Zeit, die unmittelbar auf das Trienter Konzil folgte, im ganzen verhältnismäßig wenig Partikularsynoden abgehalten wurden, so lag ein

Ersatz und eine Entschuldigung dafür eben darin, daß ja ohnehin Borromeos Verordnungen schon die eingehendsten Weisungen über die ganze Kirchenzucht enthielten. Ein Nachfolger des großen Mailänder Erzbischofs, Federigo Visconti, hat sich 1689 ausdrücklich in diesem Sinne ausgesprochen. Für sein Erzbistum Mailand bedeutete in Borromeos Augen die Wiederkehr einer Synode immer eine geistliche Erneuerung für Klerus und Volk. Dort sollte der Priester sich mit dem Feuer der Liebe Gottes entzünden und es hinaustragen, um in seinen Untergebenen in Stadt und Land die gleiche Flamme zu nähren. Schon drei Wochen vor dem Provinzialkonzil wurden die Gläubigen zum Gebet und Empfang der Sakramente gemahnt; gemeinsame Gebete der Diözese, Predigten und Belehrungen für die Gläubigen, geistliche Übungen für den Klerus fanden während der ganzen Dauer der Synode statt.

Aber nicht nur durch seine Erlasse übte Borromeo einen kaum zu übersehenden Einfluß auf die Zukunft, sondern ebenso auch als anerkanntes Vorbild der Bischöfe, dem freilich später wie eine Ergänzung François' de Sales milde Gestalt an die Seite trat. Das Trienter Konzil hatte die ganze Erneuerung der Kirche auf den Bischof aufgebaut und in die Hand des Bischofs gelegt. Es war deshalb von einer Bedeutung, die kaum hoch genug anzuschlagen ist, daß im Kardinal von Mailand der Kirche ein Mann geschenkt wurde, der durch sein Beispiel zeigte, wie die Konzilsdekrete im einzelnen auszuführen seien und wieviel sich durch ihre verständnisvolle Ausführung erreichen lasse. Was in den Vorschriften zunächst noch toter Buchstabe ist, tritt in Borromeos Tätigkeit in lebendiger Verkörperung vor Augen. Er ist das Muster eines tridentinischen Bischofs, in dem das Konzil gleichsam Fleisch und Blut annimmt.

Der Versuch einer durchgreifenden sittlichen Erneuerung mußte gerade in Borromeos Bischofssprengel großen Schwierigkeiten begegnen. Das Erzbistum Mailand war eines der größten in Italien; es umfaßte außer dem Herzogtum Mailand noch Teile von venezianischem Gebiet, von Montferrat und dem schweizerischen Alpenland. Man zählte 2220 Kirchen, darunter 800 mit Pfarrrechten, 3200 Kleriker,

100 Männer- und 90 Frauenklöster, von welch letzteren freilich Borromeo 20 eingehen ließ; die Bevölkerung des ganzen Bistums veranschlagte man auf 800—900 000 Seelen. Außer für das Erzbistum Mailand hatte Borromeo auch für die Kirchenprovinz Mailand zu sorgen, die aus fünfzehn großen Bistümern bestand und sich über ganz Montferrat bis ins Venezianische, nach Piemont und ins Genuesische ausdehnte. Unwissenheit und Sittenlosigkeit herrschten überall in diesem weiten Gebiet; manche Priester wußten nicht die Absolutionsformel, manche Laien nicht einmal das Vaterunser; in den Kirchen wurde laut geschwätzt, getanzt und Getreide ausgedroschen, in Nonnenklöstern Bälle abgehalten; die Rechte der kirchlichen Gerichtsbarkeit waren namentlich im Schweizer Anteil des Erzbistums so gut wie vergessen.

Borromeo verzweifelte trotzdem keinen Augenblick. Daß die katholische Kirche als Christi Werk vor allem die übernatürlichen Kräfte zu einer völligen Wiedergeburt besitzen müsse, stand ihm von vornherein unverrückbar fest; ein unerschütterliches Vertrauen auf die Wirksamkeit des Gebetes, der Arbeit und des Opfers um Gottes willen bildete deshalb die Grundlage all seiner Versuche zur Hebung des weiten Erzbistums. Daher sein beständiges Bemühen um die eigene Heiligung, daher die Strenge seines Lebens und die Sorgfalt in der Auswahl seiner nächsten Umgebung. Ferner war es von Anfang an bei ihm Grundsatz, in strengster Ausübung der Residenzpflicht seine ganze Kraft ausschließlich der eigenen Erzdiözese und, soweit es seine Pflicht als Erzbischof forderte, den von Mailand abhängigen Bistümern zu weihen, alle andern Ämter aber niederzulegen; und in der Tat verzichtete er, sobald Gregor XIII. es ihm erlaubte, auf die Würde des Großpönitentiars, des Erzpriesters an S. Maria Maggiore, auf das Protektorat über Franziskaner und Karmeliten, über das römische Kloster S. Marta, über Flandern und Portugal. Als man ihn zum Visitator für Savoyen bestellen wollte, wich er aus. Wenn er für die Schweiz eine so umfassende Sorge an den Tag legte, so geschah es im Grunde aus Rücksicht auf die eigene Diözese, denn er fürchtete von der Schweiz her das Eindringen des Protestantismus ins Mailändische.

Seiner angespannten Tätigkeit waren denn auch glänzende Erfolge beschieden. Hunderten aus dem Klerus, bei denen vorwiegend Unwissenheit und der Mangel einer priesterlichen Erziehung die Ursache alles Unheils waren, wurde durch Wort und Beispiel des Oberhirten zum ersten Mal das Verständnis ihres Berufes erschlossen. Damit der gute Wille nicht wieder erlahme, sorgte der Erzbischof dafür, daß auch die Anregung und Mahnung zum Guten immer wieder sich erneue. Seine Bischofstadt wie das übrige Bistum teilte er deshalb in je sechs Bezirke; in jedem davon wurden die Pfarrer wieder in kleinere Gruppen zusammengefaßt. An die Spitze der Bezirke und Gruppen setzte er als seine Stellvertreter die tüchtigsten Priester, die er im Erzbistum entweder schon vorfand oder von auswärts anzuwerben wußte, so daß die Anregungen, die vom Oberhirten ausgingen, sich wie durch eine Stufenleiter bis zum letzten Dorfpfarrer fortpflanzten. In regelmäßigen Versammlungen mußten ferner die Vorsteher der sechs Bezirke der Hauptstadt in Gegenwart des Erzbischofs ihre Erfahrungen austauschen und Vorschläge zur weiteren Besserung der Verhältnisse vorlegen. Das gleiche galt von den Stellvertretern des Kardinals in den sechs Bezirken der übrigen Diözese. Den Pfarrern war vorgeschrieben, in ebenfalls regelmäßig wiederkehrenden Besprechungen über schwierigere Fälle aus der Seelsorge unter sich zu verhandeln und dadurch sich weiterzubilden.

Mit besonderer Sorgfalt war Borromeo darauf bedacht, seinem Sprengel einen Nachwuchs von tüchtigen jungen Klerikern zu sichern. Schon unter Pius IV., noch durch sein Amt als Staatssekretär von seiner Kirche ferngehalten, sorgte er durch Ormaneto für die Gründung eines Mailänder Klerikerseminars im Sinne des Trienter Konzils. Als er es vollendet und ausgestattet hatte, gab er sich aber nicht zufrieden und gründete noch eine ganze Reihe ähnlicher Anstalten; so ein Seminar, das ihm Pfarrer für Landgemeinden liefern sollte, ein anderes, in dem Leute vorgerückteren Alters in abgekürztem Studiengang von zwei bis drei Jahren sich die nötigen Kenntnisse erwerben oder ungenügende Kenntnisse ergänzen konnten. Dazu kamen zwei weitere,

in denen nur das vorbereitende Studium der Grammatik betrieben wurde, sowie ein anderes für Knaben aus den Berggegenden, die, in harten Verhältnissen aufgewachsen und bestimmt, unter den Entbehrungen ihrer Heimat ihr Leben zu verbringen, auch im Seminar nicht verwöhnt werden durften. Ein Seminar zu Arona war auf die Bedürfnisse der Umgebung des Lago Maggiore und der angrenzenden Schweiz berechnet. Nach vielen Bemühungen gelang es Borromeo, zu Mailand ein Schweizer Kolleg ins Leben zu rufen, in dem junge Leute aus der italienischen wie deutschen Schweiz zu würdigen Priestern herangebildet wurden. Der Versuch, in Locarno ein Kolleg für Graubünden zu errichten, zerschlug sich, dagegen entstand ein solches zu Ascona, das Gregor XIII. dem Erzbischof von Mailand unterstellte, obschon es innerhalb des Bistums Como gelegen war.

Wie Borromeo bei seinen Bemühungen um die Erneuerung seiner Priester nicht Gewaltmaßregeln, sondern Belehrung und Erziehung in den Vordergrund stellte, so auch bei der Einwirkung auf die großen Massen des Volkes. Ein sehr wichtiges Unternehmen in dieser Hinsicht fand er bei der Ankunft in seiner Bischofstadt bereits vor: 1536 hatte dort der eifrige Priester Castellino da Castello die ‚Schulen der christlichen Lehre' gegründet, in denen an Sonn- und Festtagen Kinder und Unwissende in den einfachsten Lehren des Christentums unterrichtet wurden. Hand in Hand mit der geistlichen Unterweisung ging in diesen Schulen die Einführung in die Anfangsgründe des weltlichen Wissens, wie denn überhaupt die Katechismen von damals auf den ersten Seiten die Buchstaben des Alphabets enthalten, weil am Katechismus die Kinder lesen lernten. Borromeo verbreitete und förderte diese Schulen in jeder Weise; in der Stadt Mailand zählten sie im Jahre 1595 nicht weniger als 20504 regelmäßige Besucher; er selbst schrieb im Jahre 1571, das Unternehmen sei so nützlich, daß nach seinem Dafürhalten nichts anderes soviel Segen in seinem Bistum geschaffen habe als gerade dieses.

Mit einer Aufzählung so vieler Seminarien und Schulen sind jedoch nicht einmal Borromeos Verdienste um Jugenderziehung und Unterricht, geschweige denn sein rastloses

Wirken auf dem Gebiete der Mildtätigkeit geschildert. Zum Besten der studierenden Jugend stiftete er an der Universität Pavia das Collegio Borromeo, in Mailand das Collegio dei Nobili nach dem Vorbild des damaligen Deutschen Kollegs in Rom, ferner ebenda das Jesuitenkolleg der Brera mit seinen Vorlesungen über die humanistischen Fächer, Philosophie und Theologie, und ein Kolleg der Theatiner. Den Jesuiten baute er in seiner Bischofsstadt auch ein Profeßhaus, in seinem Geburtsort Arona ein Noviziat, seinen Domherren ein prächtiges Wohnhaus, den Kapuzinerinnen zwei Klöster in Mailand. Dazu kommen ein Hospital für Bettler, ein Zufluchtshaus für Büßerinnen, ein anderes für gefährdete Mädchen. Dem Weltpriesterverein der Oblaten vom hl. Ambrosius, den Borromeo als ordensähnlichen Verband gestiftet hatte, besorgte er ein Haus in Mailand. Wesentlich beteiligt war er bei der Neuordnung der innern Ordensverhältnisse der Barnabiten und Ursulinen, bei der Einführung der Kapuziner in der Schweiz und in Frankreich sowie bei der Stiftung einer Reihe von italienischen Jesuitenkollegien.

Daß auch mit diesen Gründungen Borromeos Arbeitskraft und Arbeitslust noch nicht erschöpft war, daß man auch von ihm sagen konnte, die Grenzen seiner bischöflichen Wirksamkeit seien so weit wie die ganze katholische Kirche, beweist der riesenhafte Briefwechsel, den er führte, und der jetzt noch in der Ambrosianischen Bibliothek in etwa 300 Folianten aufbewahrt wird. Alle Menschenklassen, alle Rangstufen vom Kaiser bis zum letzten Schweizer Landschreiber, vom Papst bis zum armen Seminaristen sind unter den Absendern dieser Briefe und Berichte vertreten; im Erzbistum Mailand, im Tessin und Veltlin lassen sich wenige Orte nennen, aus denen nicht Briefe eingelaufen wären, und außerdem finden sich solche aus Lissabon und Madrid, aus Paris und London, Amsterdam und Köln, Wien und Prag, Krakau und Wilna, Malta und Kairo. Diese Berichte aber wurden regelmäßig vom Erzbischof persönlich durchgesehen und die Antworten nach seinen Weisungen fertiggestellt. Alle, die sich einen Einblick in diese Werkstätte eines von verzehrendem Eifer entbrannten Geistes und

Herzens verschafften, sind denn auch von Bewunderung hingerissen, und das Staunen muß sozusagen ins Ungemessene wachsen, wenn man bedenkt, daß dieser Briefwechsel gleichsam nebenher besorgt werden mußte, daß Borromeos Zeit außerdem in Anspruch genommen war durch die täglichen Audienzen und Besuche, durch zahlreiche Predigten und Ansprachen, durch Visitationen des eigenen und fremder Bistümer, durch die Vorbereitung seiner siebzehn Konzilien und überhaupt durch die laufenden Geschäfte der bischöflichen Verwaltung. Eine so großartige Arbeitsleistung wäre unbegreiflich, wüßte man nicht, daß Borromeo in den letzten Lebensjahren nur mehr wenige Stunden dem Schlafe widmete und der Tag für ihn vielleicht doppelt soviel Arbeitsstunden zählte als für andere. Durch die fortgesetzte Strenge seines Lebens, die er in vorsichtiger Weise bis zuletzt noch steigerte, schien er dem Geistigen in ihm eine fast wunderbare Herrschaft über den Körper errungen zu haben, so daß er beinahe eine unumschränkte Gewalt über ihn besaß.

Die Erfolge seiner unermüdlichen Tätigkeit in Mailand waren überraschend groß. Freilich wurde er auch durch die Zeitumstände unterstützt. Das Konzil von Trient, das Provinzialkonzil von 1565, die Regierung eines so heiligen Papstes, wie Pius V. es war, das Auftreten eines so außerordentlichen Mannes wie Borromeo selbst wirkten zusammen, um in Mailand die Überzeugung zu begründen, daß eine neue Zeit begonnen habe und ein jeder dieser neuen Zeit sich würdig zeigen müsse durch den entschiedenen Bruch mit den Sünden der Vergangenheit. Borromeo selbst genoß schon zu seinen Lebzeiten das Ansehen eines Heiligen. Während seiner Anwesenheit in Rom im Jubeljahre 1575 knieten manche auf offener Straße vor ihm nieder, wenn er vorüberging; bei seiner späteren Romreise strömten die Leute auf der Straße zusammen, um ihn zu sehen. In einem 1577 aus der Ewigen Stadt nach Deutschland gerichteten Schreiben wird er ein zweiter Ambrosius genannt. Die Nachwelt hat ihm den Ehrennamen des Vorbildes eines katholischen Bischofs beigelegt.

Von einer der größten Schwierigkeiten, die den nachtridentinischen Bischöfen in ihrer Amtsverwaltung begeg-

neten, ist auch ihr Vorbild im reichsten Maße betroffen worden. Seit dem 16. Jahrhundert bereitet sich die Entstehung des modernen Staates vor, der allmählich eine Menge von Rechten an sich zieht, die bisher als unbestrittener Besitz der Familie oder der Kirche betrachtet wurden; der Wunsch, mit der gottgesetzten weltlichen Macht in Frieden zu leben, das Bedenken, durch aussichtslose Kämpfe die Mächtigen zu reizen und dadurch die Lage der Kirche nur zu verschlimmern, werden in der Folge für einen gewissenhaften Bischof immer mehr eine Quelle der peinlichsten Verlegenheiten. Der Erzbischof von Mailand hat diese Kämpfe mit unvergleichlichem Mut durchgefochten und den Sieg errungen unter Umständen, in denen auch seine Freunde ihn für verloren gaben.

Gleichsam nur ein Vorspiel zu dem, was kommen sollte, waren die Streitigkeiten mit dem wohlmeinenden Statthalter Albuquerque (gest. 1571). Sein Nachfolger Luis de Requesens (1572—1573) trieb die Dinge so weit, daß Borromeo öffentlich den Kirchenbann über ihn verhängte, worauf der Statthalter in hochfahrendem Ton Einspruch erhob, den Stammsitz der Borromeer, die Burg Arona, besetzen, den erzbischöflichen Palast mit Truppen umstellen, die Briefschaften Borromeos auf der Post auffangen und eröffnen ließ. Allein der Kirchenbann machte dennoch gewaltigen Eindruck in Mailand; der Adel versagte dem Statthalter sein Geleite, gewöhnliche Handwerker zogen nicht mehr ihre Kopfbedeckung vor ihm, die auswärtigen Gesandten brachen die Beziehungen mit dem Gebannten ab. Zum Glück für Requesens erlöste ihn aus diesen Schwierigkeiten seine Ernennung zum Statthalter der Niederlande und seine Abreise aus Mailand.

Hatten sich schon unter Requesens die Gegensätze bis zu wahren Gehässigkeiten gegen den Kardinal gesteigert, so verschärften sie sich unter seinem Nachfolger, dem rücksichtslosen Marquis Ayamonte, bis zum äußersten. Ayamonte arbeitete geradeswegs darauf los, den Erzbischof in Madrid, in Rom und bei seinen Untergebenen um alles Ansehen zu bringen und ihn von seinem Posten zu entfernen. Gleich beim ersten Besuch empfing er den Kardinal ohne

viel Umstände im Vorzimmer und setzte ihm vor allen dort Anwesenden seine Ansicht über die immer noch schwebenden Streitigkeiten auseinander. In der Folge arbeitete er den Reformbemühungen des Oberhirten offen entgegen. Als Borromeo z. B. den Mißbrauch beseitigen wollte, daß man die Fastenzeit erst am Montag und nicht schon, wie es der ambrosianische Ritus vorschrieb, am Sonntag vorher begann, kündigte der Statthalter erst recht auf eben jenen Sonntag ein Turnier an, und als der Erzbischof unter Strafe des Kirchenbannes die Teilnahme an jenen Spielen verbot, veranstaltete Ayamonte auch für die folgenden Fastensonntage ähnliche Belustigungen, die als unvereinbar mit dem Geiste der Fastenzeit galten. Die Beamten der kleineren Städte wurden nach Mailand berufen, um sie durch Drohungen zu Aussagen gegen Borromeos Verwaltung zu vermögen. Man paßte ihm auf, um Gelegenheit zu ungünstigen Berichten nach Madrid und Rom zu erhalten. Die Dekurionen von Mailand nötigte der Statthalter im Jahre 1579 förmlich, eine Gesandtschaft mit Beschwerden über Borromeo nach Rom zu senden. Die Klagepunkte waren freilich meist ohne größere Bedeutung. Borromeo hatte z. B. Einspruch dagegen erhoben, daß auf dem Lande an Festtagen Tänze stattfanden, welche vom Gottesdienst abzogen und zu vielen Totschlägen führten; er hatte Turniere u. dgl. während der Zeit des Gottesdienstes verboten: er hatte Seitentüren am Dom von Mailand schließen lassen, damit die Kirche nicht als Durchgang benützt werden könne. Die Beschwerden der Dekurionen fanden Unterstützung beim spanischen Gesandten in Rom.

Mit der Zeit schien es immer mehr, daß der Erzbischof den unaufhörlichen Klagen zum Opfer fallen werde. Philipp II. äußerte in einem Augenblick des Unmutes, er werde sich mit dem Papst in Verbindung setzen, um den Ruhestörer von seinem Posten zu entfernen. Auf die Anwürfe des spanischen Gesandten hatte Borromeo nach Rom antworten lassen, er treffe seine Anordnungen allerdings nicht nach dem Vorbild Spaniens oder Venedigs, wo man von der Freiheit der Kirche keinen Begriff habe, sondern auf Grund der alten Kanones und Konzilien. Allein auch bei wohl-

meinenden Reformfreunden konnte der Zweifel Platz greifen, ob Borromeo nicht zu weit gehe in seinem Streben, die Kirchenzucht der alten Kanones und Konzilien noch im 16. Jahrhundert durchzuführen, ob es z. B. unter den damaligen Verhältnissen angebracht sei, auch auf die Gefahr hin, den spanischen König zu reizen, den Kirchenbann über dessen Beamte zu verhängen. Manchen schien es, als wolle Borromeo in allzu großer Strenge der breiten Masse des Volkes als Verpflichtung auflegen, was nur Sache höherer Vollkommenheit sei. Wenn ein Jesuit, Giulio Mazzarini, sich so weit vergaß, in Mailand selbst auf offener Kanzel direkt oder indirekt manche Anordnungen des Erzbischofs zu tadeln, so darf man ähnliche Ansichten bei vielen andern voraussetzen. Auch in Rom machten die fortwährenden Verdächtigungen und Verdrehungen allmählich in diesem Sinne Eindruck.

Borromeo sandte während des Streites beständig ausführliche Berichte darüber an seine Vertreter in der Ewigen Stadt und betonte, daß er sich bei der Entscheidung des Papstes unbedingt beruhigen werde, auch dann, wenn er auf bisherige bischöfliche Befugnisse verzichten müsse. Gregor XIII. hatte Borromeo anfangs den Auftrag gegeben, die Rechte seiner Kirche mit allen ordnungsmäßigen Mitteln zu verteidigen. Allmählich aber wurde er zurückhaltender. Borromeos Ansehen sank immer mehr in römischen Kreisen. Sein viertes Provinzialkonzil, das er nach Rom zur Bestätigung eingesandt hatte, konnte dort geraume Zeit die gewünschte Billigung nicht erlangen. An seinem Eifer zweifelte niemand, wohl aber an seiner Klugheit. Gerüchte verbreiteten sich, der Kardinal sei beim mailändischen Volke verhaßt, der König arbeite an seiner Entfernung, er werde bald nach Rom abreisen und nicht mehr zurückkehren. Daß er sein Reformwerk in Mailand in der bisherigen Weise fortsetzen könne, betrachtete man in weiten Kreisen als unmöglich; die Stimmung hatte sich in Rom so gegen ihn gewandt, daß Maßregeln, die vom ‚Eiferer' in Mailand ausgingen, kaum noch einen Verteidiger fanden, seine Vertreter kaum noch angehört wurden. Borromeo selbst ließ zu den Ohren des Papstes die Beschwerde gelangen, daß

er manchmal in Rom seine Maßregeln wie ein Angeklagter vor Gericht verteidigen müsse. In seinem Erzbistum hatte die beständige Befehdung durch die weltliche Gewalt die Folge, daß ein Geist der Auflehnung und Unbotmäßigkeit um sich griff, der alles wieder in Frage zu stellen schien, was Borromeo in jahrelanger Arbeit für die sittlich-religiöse Hebung seines Sprengels geleistet hatte. Das Gerücht, Gregor XIII. billige das Vorgehen des Erzbischofs nicht, wirkte in demselben Sinne. Unter Berufung auf den Papst lebten die von Borromeo fast schon beseitigten Tanzvergnügen wieder auf, fünfzig Totschläge in drei oder vier Monaten waren die Folge davon; jede ungehorsame Nonne meinte ihren Widerspruch gegen den Oberhirten mit dem Ansehen des Papstes decken zu können. Speciani erblickte für Borromeo die einzige Rettung darin, daß er persönlich in der Ewigen Stadt erscheine und in eigener Person seine Sache führe.

Borromeo kam, und wider alles Erwarten gestaltete sich sein Erscheinen für ihn zum vollständigen Triumph. Als er nahte, war schon eine Meile vor der Engelsbrücke die Straße mit Menschen gefüllt. Die Prälaten und Großen, die noch vor kurzem so kalt und ablehnend ihm gegenüberstanden, drängten sich, ihn zu begrüßen und von ihm empfangen zu werden; der Papst selbst hieß ihn im Apostolischen Palast absteigen. Nicht gar lange dauerte es, und er konnte durch seinen Generalvikar Niccolò Galerio alle die früher angefochtenen Verordnungen über Schauspiele und Tänze, Feier der Festtage und Schließung der Seitentüren des Domes erneuern lassen. Seine vierte Provinzialsynode, die der Papst selbst ganz durchlas, verteidigte Borromeo siegreich gegen die Einwendungen, und es gelang ihm, sie durch die päpstliche Billigung gegen weitere Angriffe sicherzustellen.

Einen solchen Erfolg hatte niemand erwartet. Noch als Carlo auf seiner Reise nach Rom einige Tage in Camaldoli verweilte, verbreitete sich das Gerücht, er sei aus Verzweiflung Kamaldulenser geworden, und auch sonst wurde öfters vorausgesagt, er werde nicht wieder nach Mailand zurückkehren. Ayamonte hatte trotzdem eine neue Gesandt-

schaft nach Rom zur Erneuerung der alten Anklagen für notwendig gehalten. Allein gleich bei ihrer Ankunft in Rom überraschte sie Borromeo mit der Mitteilung, daß er bereits zur Abreise nach seiner Bischofstadt gerüstet sei und deshalb nicht weiter Rede und Antwort stehen könne. Der Jubel, mit dem man den Zurückgekehrten in Mailand empfing, widerlegte zudem, was man so oft ausgestreut hatte, daß er beim Volke verhaßt sei, ja der Eifer, mit dem Mailand wenige Tage nachher den ersten Fastensonntag ganz im Sinne Borromeos beging, gestaltete sich zur glänzenden Rechtfertigung gegen die Anklage, daß er Höheres fordere, als der Durchschnittschrist zu leisten gewillt und befähigt sei. Es handle sich um Dinge, durfte der Erzbischof nach Madrid schreiben, die zu unabsehbar vielen Ärgernissen, Fleischessünden, zu Haß, Feindschaft, Mord Anlaß gäben; außerdem kenne er seine guten Mailänder und wisse, was er von ihnen verlangen könne. Daß in der Tat das Volk den besten Willen hatte, lag jetzt offen vor aller Augen. Unbegreiflich dagegen erscheint Ayamontes Benehmen, der an eben jenem umstrittenen Fastensonntag wieder sein Turnier veranstaltete, so daß der Lärm der Trompeten in den nahen Dom hineindrang und, ohne doch eine größere Anzahl von Zuschauern anziehen zu können, des Erzbischofs Predigt störte. Nicht lange nachher richtete Gregor XIII. ein Breve an die Mailänder, durch welches der Erzbischof völlig gerechtfertigt ward. Borromeo hatte vom Papst, als er sich verabschiedete, die Weisung erhalten, die Rechte seiner Kirche zu verteidigen, ohne vorher in Rom anzufragen. Ende April 1580 raffte der Tod den Statthalter dahin. Borromeo ließ sich dadurch nicht von seinem längst gefaßten Entschluß abhalten, durch einen geheimen Gesandten den spanischen König über die Mailänder Verhältnisse und seine Streitigkeiten mit den Statthaltern aufzuklären. Seine Wahl für den schwierigen Posten fiel auf den Barnabiten Carlo Bascapè, der bei Philipp II. einen völligen Erfolg errang. Die neuen Statthalter, Guevara y Padilla (1580—1583) und Carlos de Aragon, Herzog von Terranova, wahrten zu Mailand den völligen Einklang zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt.

Mitten in die Streitigkeiten mit Ayamonte fällt das Ereignis, das Borromeos Selbstlosigkeit in schönstem Glanze zeigte und seinen Namen vielleicht berühmter gemacht hat als irgend etwas anderes: die große Pest in Mailand. Es ist bezeichnend für Ayamonte, daß ihn nicht einmal diese heldenmütige Aufopferung des Erzbischofs versöhnlicher gegen ihn stimmte; im Gegenteil wurde manches, was Borromeo damals in bester Absicht unternommen, ihm als Übergriff auf das weltliche Gebiet ausgelegt.

Die Rückkehr friedlicher Beziehungen unter dem neuen Statthalter Terranova ermöglichte es dem unermüdlichen Verteidiger der Kirche, sein Augenmerk namentlich auch den norditalienischen Alpengegenden zuzuwenden. Religiöse Unwissenheit, Irrtümer im Glauben, Unsittlichkeit und in Verbindung damit das Hexenwesen standen dort in üppiger Blüte; für die Neugläubigen italienischer Zunge waren diese Gegenden ein sicherer Zufluchtsort, für ganz Italien drohte die beständige Gefahr, daß von dort aus der Protestantismus über die ganze Halbinsel sich ausbreite. Bei seiner letzten Romreise im Jahre 1582 brachte Borromeo diese Verhältnisse zur Sprache; er wurde darauf zum päpstlichen Visitator namentlich für das Misoxer Tal ernannt und hielt dort unter Beiziehung einiger Jesuiten persönlich eine Art von Mission ab. Seine nicht geringen Erfolge gegen die bald einsetzenden Schritte der Prediger in Graubünden zu verteidigen, hinderte ihn der Tod.

Trotz der Strenge seines Lebens hatte Borromeo das Alter seines Vaters erreicht, den älteren Bruder und vier jüngere Schwestern überlebt. Ahnungen beschlichen ihn, daß auch für ihn die Erlösungsstunde bald schlagen werde; er wundere sich, äußerte er, daß sein Leben nicht schon längst zu Ende sei. So eifrig er auch jetzt noch immer den Geschäften seines Amtes sich widmete, so wandten sich doch seine Gedanken in noch höherem Grade als bisher auf die Ewigkeit und den Verkehr mit Gott im Gebete. Die Erinnerung an Christi Leiden, Tod und Begräbnis wurde immer mehr der bevorzugte Gegenstand seiner Betrachtungen; um ganz sich ihnen hingeben zu können, zog er sich Mitte Oktober 1584 auf den sog. Heiligen Berg bei

Varallo zurück, den die Andacht eines Franziskaners durch bildliche Darstellung der Leidensszenen in vielen Kapellen zu einer Erinnerung an den Kalvarienberg und zu einem vielbesuchten Wallfahrtsort umgestaltet hatte. Sechs Stunden täglich widmete er dort der Betrachtung; in einer Nacht verweilte er einmal acht Stunden ununterbrochen im Gebete, und sie gingen ihm so rasch vorüber, daß er nachher meinte, man habe absichtlich, um ihn zu täuschen, die Uhr vorgerückt. Am 28. Oktober verließ er Varallo, um in Ascona das dortige Kolleg zu eröffnen; am 1. November gedachte er das Allerheiligenfest wieder in seiner Bischofstadt zu feiern. Allein ein heftiges Fieber, das ihn schon auf dem Monte Varallo öfter befallen hatte, erneute sich, so daß er am 31. Oktober nur bis Arona kam. Dort feierte er am Allerheiligenfest im Jesuitennoviziat zum letzten Male die heilige Messe. Am 2. November kam er in Mailand an. Nun steigerte sich seine Entkräftung so rasch, daß die Ärzte an seinem Aufkommen zweifelten. Am Abend des 3. November führte ein sanfter Tod den Unermüdlichen in die ewige Ruhe hinüber. ‚Eine Leuchte in Israel ist erloschen', rief Gregor XIII. aus bei der Nachricht von dem unerwarteten Tode des von ihm wie von der Mitwelt so hoch Verehrten.

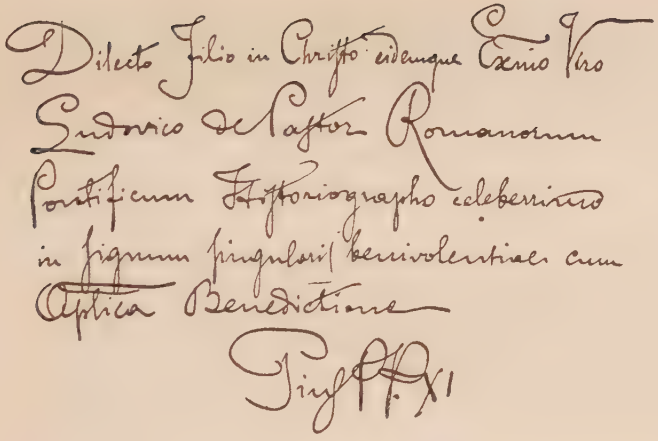
Eine Leuchte der Kirche ist in der Tat Borromeo noch heute durch seine Erlasse auf dem Gebiete der Kirchenzucht sowohl als durch sein glänzendes Beispiel. Den Zeitgenossen galt sein Name als gleichbedeutend mit Reform; das Bild, das man sich von einem Erneuerer der Kirche in der Vorstellung entwerfen mochte, schien in ihm lebendig geworden. An Höhe der Ziele, die er sich in dieser Beziehung setzte, an verzehrendem Eifer, sie zu verwirklichen, an Mut, an Ausdauer, an Arbeitslust bei ihrer Durchführung stand er keinem der kirchlichen Welterneuerer nach. Was aber bei ihm namentlich in den Vordergrund tritt, ist vor allem die völlige Selbstlosigkeit in der Pflichterfüllung, das völlige Zurücktreten der eigenen Persönlichkeit mit ihren Wünschen und Neigungen hinter der Größe seiner Aufgabe. Das eigene Herz hat bei ihm nichts anderes zu tun, als zu schweigen, sobald die Pflicht in seinen Gesichtskreis tritt

und auch nur leise ihre Stimme erhebt. So zeigt er sich schon als junger Student in Pavia, allen Lockungen und Verführungen der leichtsinnigen Universitätsstadt zum Trotz. So noch mehr als junger Kardinal; alle Genüsse der Welthauptstadt bieten sich ihm an, er braucht nur die Hand nach ihnen auszustrecken, und statt dessen arbeitet er vom Morgen bis zum Abend wie der letzte Beamte, der ums tägliche Brot sich abmüht, dabei auch in der Arbeit nicht den eigenen Launen und Eingebungen folgend, sondern der Weisung und dem Geschmack seines Oheims. Als Bischof vollends kennt er kein heißeres Bemühen, als dem eigenen Selbst völlig abzusterben, um nur ganz seiner großen Aufgabe leben zu können. Seine einzige Erholung ist jetzt das Gebet, dem er stundenlang sich hingibt, wenn er die Zeit dazu findet; aber allerdings zeigt er sich auch hier stets bereit, beim leisesten Wink seiner bischöflichen Pflicht sogar diese letzte Freude seines Herzens zum Opfer zu bringen. Die Strenge seines Lebens dagegen im Wachen und Fasten steigt allmählich so hoch, daß kaum ein Einsiedler der Wüste ihn übertreffen kann und er vielen den Bogen zu überspannen scheint. Vielleicht allzu anschaulich, aber mit völliger Wahrheit sagte Borromeos Leichenredner, der Franziskaner Panigarola, Carlo habe von seinem Reichtum nicht mehr gehabt als ein Haushund von dem Reichtum seines Herrn, nämlich ein wenig Wasser, Brot und Stroh. Indes hat freilich auch für den Reformator Borromeo in seinen schwierigen Verhältnissen diese Strenge ihre Bedeutung: sie machte es jedem, der sehen wollte, offenbar, daß der Erzbischof für sich selbst nichts auf Erden wollte und erstrebte, daß z. B. im Streit mit dem Statthalter nicht, wie man behauptete, das Verlangen nach Ausdehnung des eigenen Machtbereiches sein Beweggrund war, sondern eben einzig das Bewußtsein der Pflicht.

Und wie die Beweggründe, so tragen auch wieder die Maßregeln des Reformators Borromeo überall den ihm eigenen Stempel der Selbstlosigkeit. Obwohl als Meister und Lehrer auf dem Gebiete der Kirchenzucht überall anerkannt und von Päpsten um seinen Rat ersucht, geht er doch nirgends darauf aus, sich als Meister aufzuspielen und

den eigenen Einfällen und Gedanken Geltung zu verschaffen. Maß und Richtung empfängt er auch als Reformator von den Beschlüssen des Trienter Konzils; ihm ordnet er sich ganz unter, und wo er über den Wortlaut der Trienter Beschlüsse hinausgehen muß, da prüft er seine Ansichten sorgfältig an den Äußerungen der Kirchenväter und älteren Konzilien. Keine Frage, daß gerade dieser Anschluß an die Überlieferung der Vorzeit die Kraft und das Mark seiner Tätigkeit bildete. Neue Wege mußten freilich im 16. Jahrhundert auch auf kirchlichem Gebiete manchmal versucht werden; der Gefahr, mißverstanden und in einzelnen Äußerungen mißbraucht zu werden, ist auch Borromeo nicht entgangen. Aber niemals hätten die Beschlüsse seiner Provinzialkonzilien jene dauernde Bedeutung erlangen können, wenn sie nicht aus der tausendjährigen Erfahrung der Kirche geboren wären und diese Erfahrung weitertrügen.

So steht der Kardinal von Mailand in der stählernen Folgerichtigkeit seines Wesens vor den Augen der Mit- und Nachwelt als einer der Großen, die alles darangaben, um alles zu finden, die auf die Welt verzichteten und dann gerade durch ihren Verzicht eine unermeßliche Wirksamkeit auf die Welt sich eröffneten. Abgesehen von dem Stifter des Jesuitenordens hat keine Persönlichkeit die katholische Wiedergeburt so tief und nachhaltig beeinflußt wie Carlo Borromeo. Wie seine riesengroße Statue bei Arona gleich einem segnenden Apostel hinabschaut auf die Gefilde eines der schönsten Landstriche Italiens, so geht von seiner überragenden Geistesgröße noch heute eine Flut von Segen aus. Unter den heroischen Gestalten der Kirche des 16. Jahrhunderts eine der größten, wird er ein Gesetzgeber auf lange hinaus, ein Vorbild für immer bleiben; er bildet einen Markstein der Kirchengeschichte auf der Grenzscheide zweier Weltepochen, der absterbenden Hochrenaissance und der siegreichen katholischen Reformation.



EIGENHÄNDIGE WIDMUNG PAPST PIUS' XI.
AN LUDWIG VON PASTOR

auf einer Photographie (1922)

LUDWIG VON PASTOR

EIN GEDENKWORT

ZUM SIEBZIGSTEN GEBURTSTAG

VON

DR. MAX SCHERMANN

RIEDLINGEN (WÜRTTEMBERG)

„Vitam impendere vero."

ALS kleine herzliche Gabe zu Freiherrn v. Pastors hohem Ehrentage sollen hier Einzelheiten aus seinem Werdegang und Leben, Erinnerungen aus jungen und alten Tagen, von denen der Gelehrte bisher teilweise nur im vertrauten Kreise ganz gelegentliche Mitteilungen machte, zu einem kurzen Lebensbild zusammengereiht werden. Ihm zur Freude, den Verehrern und der Nachwelt zum bleibenden Gedächtnis! Dazu treten Tatsachen, deren Kunde früheren Aufzeichnungen von Dr. Karl Hoeber in den ‚Akademischen Monatsblättern' (1892), von Karl Löffler und Luzian Pfleger im ‚Hochland' (26, 1912) und in den ‚Historisch-politischen Blättern' (1914) und von dem Verfasser in der ‚Kölnischen Volkszeitung' (1914) entstammt. Anderes ist gelegentlichen Beifügungen entnommen, die sich in den privaten und wissenschaftlichen Briefverkehr eingeschlichen hatten. Die Sammlung der Nachrichten ist bis in die neueste Zeit weitergeführt. Zu einem Ganzen vereinigt, dürfte diese Lebensmosaik manche Züge enthalten, die für die Beurteilung des Gelehrten persönlich und auch zeitgeschichtlich der ernsten Beachtung wert sind.

Aus einem Patriziergeschlecht der alten Kaiserstadt Aachen entsprossen, wurde Ludwig Pastor am 31. Januar 1854 als der älteste Sohn eines Großkaufmanns

geboren, der bald (1860) seinen Wohnsitz aus geschäftlichen Rücksichten nach Frankfurt a. M. verlegte. Das alte Aachener Geschlecht der Pastor, das dort bereits im 13. Jahrhundert nachweisbar ist, hatte der Stadt wiederholt Bürgermeister und Verwalter anderer Ehrenämter gestellt (Macco, Geschichte und Genealogie der Familie Pastor, Aachen 1905). Der Vater war ein konservativ gesinnter, tiefgläubiger Protestant, die Mutter, Anna Sibylla Onnau (gest. 1899), katholischen Bekenntnisses. Ludwig Pastor wurde protestantisch getauft und sollte auch so erzogen werden. Die Mitteilung von einem Konsensualvertrag, der in einigen Darstellungen seines Lebensganges erwähnt wird, wonach die Söhne dem Bekenntnis des Vaters, die Töchter dem der Mutter folgen sollten, beruht nicht auf Tatsache. Nach dem baldigen Tode des Vaters (1864) wurden die Kinder in dem Bekenntnis der Mutter erzogen. Der Totenzettel rühmt von dieser ausgezeichneten Frau: ‚Vom Geiste echter Religiosität und katholischer Gesinnung tief durchdrungen, wußte sie ihre Kinder durch unermüdliche Belehrung und Ermahnung, in Milde und Ernst, und namentlich durch ihr eigenes Beispiel mit demselben Geiste zu beseelen.' Einfluß auf die Erziehung des ältesten Sohnes Ludwig hatten besonders der hervorragende Frankfurter Stadtpfarrer Theodor Thissen, der Professor Dr. Wedewer, Inspektor der Selektenschule, und der Historiker Johannes Janssen, seit 1854 Geschichtsprofessor am städtischen Gymnasium in Frankfurt, dessen Lieblingsschüler Pastor werden sollte. Johannes Janssen ist es auch besonders zu danken, daß Ludwig Pastor nicht dem Kaufmannsstand zugeführt wurde, für den er ursprünglich bestimmt war. Nicht minder half dabei der Einfluß seiner lange Jahre in Rom lebenden Tante Johanna und seiner Schwester Emilie mit, die ihm wie eine zweite Mutter zugetan war. Diese hochbegabte, überaus edle und fromme Seele starb im Jahre 1909.

Janssen empfahl der Mutter den tüchtigen Kaplan Siering, den späteren Stadtpfarrer von Höchst a. M., als Hauslehrer. Die ernste Neigung Pastors zu wissenschaftlicher Betätigung, seine Freude vor allem an Naturgeschichte, an Erdkunde und Geschichte äußerte sich schon in frühen Knaben-

jahren. So erzählte er selbst Bekannten, daß er als Knabe von neun Jahren aus Martins Naturgeschichte einen Auszug angefertigt habe, den er drucken lassen wollte. Alles war bis auf den Titel fertiggestellt.

Bei dem Widerstand, den die Mutter Pastors anfangs dem beabsichtigten Studium des Sohnes entgegensetzte, war zunächst die Rücksicht auf das große väterliche Geschäft maßgebend. Anderseits erkannte sie auch mit der ihr eigenen Klarheit, wie schwer es für einen Katholiken sein werde, auf den Wegen der akademischen Laufbahn zu einem befriedigenden Ziele zu gelangen. Bezeichnend ist, was ein Hausfreund der Familie Pastor, der Militäroberpfarrer Dr. Heinrich Koch, damals zu Ludwig Pastor sagte: ‚Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist es leichter, Bischof zu werden, als Universitätsprofessor.' Das letztere war von Anfang an Pastors Plan, da die Stellung eines akademischen Lehrers ihm allein die nötige Freiheit zu großen literarischen Arbeiten zu gewähren schien. Ein Zug des Lächelns dürfte über des Professors Miene huschen, wenn er sich heute daran erinnert, welche Befürchtungen ihm die Mutter äußerte, da er ihr dieses Ziel darzulegen und ihr das Zugeständnis abzugewinnen suchte. Die besorgte Frau fürchtete, er möchte so etwas wie ein Antiquar und Privatgelehrter werden, zumal er eifrig römische Altertümer sammelte und alle Spargroschen dem Buchhändler zutrug. Zudem war er auf der Schule sehr zurückgezogen und lebte nur seinen Büchern. Der Mutter bangte darob, er möchte sich zu einem Sonderling entwickeln, wobei ihr als Schreckbild der Hagestolz, der berühmte J. Fr. Böhmer (vgl. J. Janssen, J. Fr. Böhmers Leben und Anschauungen, 1869) vor Augen stand. Diese Befürchtungen sind ja gottlob nicht eingetroffen. Daß der Werdegang eines katholischen Akademikers ein Weg über Dornen und Enttäuschungen sei, hat freilich Pastor gleich vielen andern seiner Gesinnungs- und Berufsgenossen zur Genüge erfahren müssen.

Besondere Sehnsucht erfaßte ihn früh für die Ewige Stadt, besonders nachdem er Platners großes Werk ‚Die Beschreibung der Stadt Rom' gelesen hatte. Eine entscheidende Wendung trat in Pastors Berufswahl ein, als er im

Herbst 1868 in Begleitung des Kaplans Siering, seines Mentors und Erziehers, die archäologische Ausstellung in Bonn und auf einer holländischen Reise die dortigen berühmten Kunststätten und die Schätze des Museums in Leyden besichtigt und bleibende Eindrücke von diesen Sehenswürdigkeiten in sich aufgenommen hatte. Von da an stand sein Entschluß, sich den Studien zuzuwenden, fest. Der Fünfzehnjährige begann mit Hilfe seines Hauslehrers Latein und Griechisch zu lernen und trat 1870 in das Frankfurter Gymnasium ein, welches damals unter der Leitung des Direktors Dr. Tycho Mommsen, des Bruders des großen Geschichtsgelehrten, stand. Dort erfuhr Pastor aus dem Geschichtsunterricht Janssens, seines väterlichen Freundes und treuen Beraters, besondere Förderung. Wie Janssen über seinen Schüler dachte, geht aus einem Empfehlungsbrief an den Löwener Historiker Paul Alberdingk Thijm hervor (21. März 1875). Darin schreibt er über den jungen Pastor: ‚Der Studiosus, der dorthin kommen soll, wird Ihnen ebenfalls gewiß gefallen. Er war mein liebster Schüler seit vielen Jahren, bei dem jedes gute Samenkorn auf guten Boden fällt. Er ist vor allem echter Katholik und studiert gründlich. Was Sie, lieber Herr Professor, Gutes ihm tun wollen in Ihrer bekannten Güte, betrachte ich wie einen mir ganz persönlich geleisteten Dienst, für den ich Ihnen von Herzen dankbar sein werde.‘ Gleichzeitig zog Pastor aus dem Umgang mit einer Reihe von geistesführenden Persönlichkeiten, die in nahe Beziehungen zur Familie Pastor traten, reiche geistige Anregung. Dazu gehörten der Historienmaler Eduard v. Steinle, August Reichensperger, Stadtpfarrer Münzenberger, Karl v. Savigny, Bischof Emanuel v. Ketteler.

Ostern 1875 absolvierte Pastor das Gymnasium. Schon als Gymnasiast hatte ihn das Studium der Geschichte immer mächtiger angezogen. Janssen, der aus einem Aufsatz über die Bedeutung der englischen Kolonien sein historisches Talent schon längere Zeit erkannt hatte, wußte ihn zur neueren Geschichte hinzulenken. Am 8. Dezember 1873 gab er dem Neunzehnjährigen in seiner Wohnung auf der ‚Schönen Aussicht‘ Rankes Geschichte der Päpste

zur Lektüre. Dieser Umstand begründete bei Pastor den gewaltigen Entschluß zu seinem Lebenswerk. Davon hat dieser selbst wiederholt seinen Freunden gegenüber Mitteilungen gemacht. Bei Pastor waren in der Tat damals schon alle Voraussetzungen hierfür in den Anfängen vorbereitet. Der Gedankengang, als dessen glückliches Ergebnis dieser Plan reifte, war etwa folgender: ‚Wenn Ranke als Protestant uns, ohne das Vatikanische Archiv benützen zu können, schon ein so großartiges Bild von dem mächtigen Stoff entwerfen konnte, was wird da ein Katholik, der das volle Verständnis des Papsttums besitzt, zu erreichen vermögen, wenn es ihm vollends gelingt, in das Vatikanische Archiv einzudringen?' Damit hat Pastor mit glücklichem Urteil wirklich das Richtige getroffen. Die Notwendigkeit des katholischen Verständnisses hat in seinem Urteil über den I. Band der Papstgeschichte O. v. Heinemann (Zarnckes Literar. Zentralbl. 1886, Nr. 44) hervorgehoben: ‚In mancher Hinsicht befähigt ihn dieser kirchliche Standpunkt zu einer richtigeren und zutreffenderen Auffassung von Personen und Verhältnissen, als sie einseitigen akatholischen Forschern möglich wird.' — So also erwuchs bei dem neunzehnjährigen Gymnasiasten der Plan zu seinem Lebenswerk, der ihm bei all seinen Studien klar vor Augen stand. Wir werden es als eine wunderbare Fügung, als besonderes Gnadengeschenk in diesem Gelehrtenleben und als einen Beweis außerordentlicher Tatkraft anerkennen müssen, daß er schon in solch jugendlichem Alter mit voller Klarheit eine so ungeheure Lebensaufgabe sich stellte, der er fast zwei Menschenalter hindurch mit ebenso wunderbarer Zähigkeit und Ausdauer wie unermüdlichem Fleiß treu blieb. Die goldenen Früchte dieser glücklichen Anlagen sind längst in die Erscheinung getreten. Darin liegt aber auch der Schlüssel zu der bei Pastor so auffällig sich geltendmachenden Tatsache der seltenen Einheit seiner Lebensarbeit, der er bis heute fünf Jahrzehnte seines Denkens und Trachtens gewidmet hat. Janssens Rat war die Veranlassung. Freilich war ja das geschichtliche Interesse bei ihm ohnehin grundgelegt durch die mächtigen Eindrücke seiner Vaterstadt Aachen und ihrer geschichtlichen Vergangenheit, nicht

minder durch seine Adoptivvaterstadt Frankfurt und durch die Erlebnisse der Kriegsjahre von 1864, 1866 und 1870. Ostern 1875 begab sich Pastor zunächst für ein Semester an die Universität Löwen, wo ihm der eifrige Verkehr mit dem oben genannten Gelehrten Paul Alberdingk Thijm sehr zu statten kam.

Im Herbst des Jahres 1875 bezog Pastor die Universität Bonn, wo damals Floß, Karl Menzel und Moritz Ritter wirkten, deren Übungen und Vorträge den jungen Historiker mächtig anzogen. Auch jetzt noch blieb Janssen sein eigentlicher Führer zur literarischen Laufbahn. Ein Feuergeist voll kühner Ideen und weitreichender Pläne, stürzte der junge Student sich auf alle möglichen Gebiete des Wissens, so daß der geistvolle August Reichensperger, mit dem er damals Freundschaft schloß, ernstliche Besorgnis hegte, er möchte sich bei der Vielseitigkeit seiner Interessen zersplittern. Tatsächlich legte dieser unbändige Tatendrang den Grund zu der erstaunlichen wissenschaftlichen Vielseitigkeit des späteren Gelehrten. Aber die Führung seines Meisters Janssen, die auf einer Seelenharmonie beider und der oben gezeichneten, klar erkannten Wertschätzung vonseiten des älteren väterlichen Freundes beruhte, hielt den jugendlichen Dränger in glücklichen Bahnen zurück. Zudem führten ihn schon damals wissenschaftliche Studien zur Geschichte der Reformationszeit in Verkehr mit ernsten Gelehrtenpersönlichkeiten. Ein Aufsatz, den er im Jahre 1876 durch Vermittlung Janssens im ‚Katholik' erscheinen ließ, worin er ‚Neue Quellenberichte über den „Reformator" Albrecht von Brandenburg' besprach, vermittelte ihm die Bekanntschaft des genialen Mainzer Domdechanten Heinrich, mit dem ihn bis zum Tode des vortrefflichen Mannes innige Freundschaft verband. Auch fand er bald in den herrlichen Kreis der Männer Eingang, die damals den Ruhm des goldenen Mainz bildeten, bei dem geistsprühenden Haffner, dem liebenswürdigen und fruchtbaren Kunstforscher Friedrich Schneider, Moufang, Raich und dem Bischof Wilhelm Emanuel v. Ketteler. In dem Bonner katholischen Studentenverein Arminia, dessen treuer Anhänger v. Pastor immerdar geblieben ist, wie auch in dem

Berliner katholischen Leseverein (Askania) traf er einen vornehmen Kreis gleichstrebender Kommilitonen an. Sein Umgang mit Dr. Cardauns, mit dem in Bonn weilenden Freiherrn v. Hertling und andern brachte ihm zudem zahlreiche Anregung und Förderung. Später wurde während eines längeren Aufenthalts in Freiburg der Verkehr mit Franz Xaver Kraus bedeutsam für die Gestaltung seiner Kunstanschauungen.

Pastors erste Reise nach Italien, die er Ostern 1876 in Begleitung seines ehemaligen Hauslehrers Siering unternahm, erfüllte einen längst gehegten Herzenswunsch. Den damaligen Aufenthalt in Rom zählt Pastor zu den glücklichsten Zeiten seines Lebens. Der Auftrag, im Namen Arminias Papst Pius IX. eine Huldigungsadresse zu überreichen, verschaffte ihm das Glück einer Privat-Audienz, den Segen und ein Autograph des Papstes. Sein wissenschaftliches Interesse fand während der acht Wochen in Rom und Italien reiche Nahrung. Die Ergriffenheit seines Innersten unter den Herrlichkeiten der Ewigen Stadt äußerte sich beim Abschied von Rom mit unbezwinglicher Gewalt. Pastor erzählt es in einem gelegentlichen Briefe selbst: ‚Als ich vor meiner Abreise noch einmal über das Kapitol und Forum ging, traten mir die Tränen in die Augen.' Er sollte später die Ewige Stadt noch oft und lange wiedersehen!

Das Wintersemester 1876/77 brachte Pastor in Berlin bei Georg Waitz und Karl Wilhelm Nitzsch zu. Hatte ihn der erstere mit der Technik quellenmäßigen geschichtlichen Arbeitens vertraut gemacht, so wirkten die geistvollen Vorträge von Nitzsch über Deutsche Geschichte besonders auch formfördernd auf den jungen Gelehrten. Seinem Plane, der Papstgeschichte, kamen die Studien in den italienischen Manuskripten der Königlichen Bibliothek für die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts zugute. Zudem lernte er dort durch Vermittlung des Geheimen Rats v. Wangenheim seinen großen Vorgänger, dessen glücklicher Rivale er werden sollte, Leopold von Ranke, kennen. Von außerordentlich förderndem Einfluß wurde für seine wissenschaftliche Weiterbildung der nunmehr folgende Aufenthalt in Wien,

wohin er sich Ostern 1877 begab. Ein glücklicher Zufall hat unter dem handschriftlichen Nachlaß Johannes Janssens den Entwurf eines Briefes an Onno Klopp erhalten, worin Janssen seinen jugendlichen Freund dem Gelehrten zur freundlichen Aufnahme empfiehlt. Der Brief, dessen Inhalt in gleicher Weise für den Verfasser wie für den Empfohlenen charakteristisch sein dürfte, soll hier im Wortlaut folgen, zumal ihn Pastor aus Bescheidenheit nicht in dem Briefwechsel Janssens hat abdrucken lassen.

‚Frankfurt, 10. April 77.

Mein verehrtester Freund, meinen Brief aus Bronnbach werden Sie erhalten haben.

Gestern, nach meiner Rückkehr aus den Ferien, sprach mir mein ehemaliger sehr lieber Schüler von dem, was er Ihnen im einliegenden Briefe schreibt. Seit meiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit am Gymnasium habe ich noch keinen einzigen Schüler gehabt, der mir nähergestanden als Pastor; er ist ein Mensch von hochedlem Gemüte und treuer Pietät, wirklich fromm, sehr begabt, noch etwas jugendlich, stürmisch, wie man eben mit 22 Jahren ist. Sie würden, wenn Sie ihm einigen Umgang gestatten, Freude an ihm haben. Wenn er nur einmal oder mehrmal die Woche zu Ihnen kommen oder Sie auf Spaziergängen hin und wieder begleiten darf, so würde er sich glücklich schätzen; irgend eine andere Mühe dürfte er und würde er Ihnen nicht machen. Am liebsten wäre mir, wenn ich auch nach Wien zu Ihnen kommen und von Ihnen lernen könnte.‘

Onno Klopp wurde einer von Pastors hervorragendsten Förderern. Auch sonst tat sich ihm hier in Wien ein Kreis von bedeutenden Männern auf. Im Verkehr mit Ludwig v. Arndts, den Professoren Konstantin v. Höfler und Johann Baptist Weiß und mit dem für sein Weiterkommen stets sehr besorgten Freiherrn Max v. Gagern verlebte er eine außerordentlich anregende und fördernde Studienzeit an der Wiener Hochschule. Die reichen Handschriftenbestände der Wiener Archive und Bibliotheken halfen sein

Sammelmaterial um ein Erkleckliches mehren. Der Verfasser der großen Weltgeschichte, Johann Baptist Weiß, lud ihn zum Abschluß seiner Studien nach Graz ein. Dort wurde Pastor nach Absolvierung des gesetzlichen Triennums am 18. Juli 1878 mit einer Dissertation über die Geschichte der kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V. zum Doktor der Philosophie promoviert.

Nach kurzem Aufenthalt in seiner Vaterstadt Frankfurt trat Pastor Mitte Dezember 1878 seine zweite Italienfahrt an. Der diesmalige römische Aufenthalt bedeutete eine Zeit der angestrengtesten Arbeit in den Archiven und sonstigen Handschriftensammlungen, in denen er den ganzen Vormittag und auch einen großen Teil des Nachmittags zubrachte. Abends wurde das Material geordnet und die Arbeit des folgenden Tages vorbereitet. Nur einmal noch in seinem überaus arbeitsamen Leben hat Pastor, wie er selbst in einem Briefe gelegentlich schreibt, mit solcher Überanstrengung gearbeitet, damals wieder, als er die literarische Erbschaft Janssens übernehmen mußte, was ihm im Juni 1893 eine lebensgefährliche Krankheit zuzog. Einige Erholung und den Genuß von Natur und Kunst verschafften ihm nur die vier Wochen, während deren die Mutter und beide Schwestern in Rom zu Besuch weilten. Der deutsche Camposanto hatte ihm während dieser Studienzeit Aufnahme gewährt. Abgesehen von der außerordentlichen Förderung seiner Studien, die sich bald in einer wichtigen Publikation zeigte, wurde dieser Aufenthalt Pastors für ihn und für die Wissenschaft überhaupt von einer weitreichenden Bedeutung. Dieses so ungemein wichtige Ereignis aus dem Anfang des Jahres 1879 und das große Verdienst Pastors legt nahe, einige vertrauliche Mitteilungen hierüber der Öffentlichkeit hier kundzutun. Seit 1870 war das Vatikanische Archiv infolge eines Vertrauensbruchs des Präfekten für niemanden mehr zugänglich. Pastor kam mit wichtigen Empfehlungen, darunter eine solche des Wiener Nuntius und nachmaligen Staatssekretärs Jacobini, nach Rom. Trotzdem stieß Pastor auf ernste Schwierigkeiten. In der ersten Audienz gab ihm der damalige Staatssekretär

Kardinal Nina auf seine Bitte um Zulassung zur Antwort: ‚Wie kann ich Sie in das Archiv hineinlassen? Selbst den Kardinälen ist der Zutritt unter Strafe der Exkommunikation verboten.' Pastor erwiderte: ‚Eminenz, ich will gar nicht hinein, sondern ich bin zufrieden, wenn die Akten zu mir kommen.' Bei den Verhandlungen über diesen Vorschlag unterstützten der Leiter des deutschen Camposanto, Monsignore de Waal, der österreichische Uditore Montel und Kardinal Franzelin Pastors Gesuch. Trotzdem schienen die Schwierigkeiten unüberwindlich, zumal selbst ein Teil der Kardinäle widerstrebte. Ausschlaggebend war schließlich eine Denkschrift, die der junge Gelehrte dem für die historische Forschung begeisterten Leo XIII. selbst überreichte. Sie hatte zur Folge, daß Pastor zunächst die Benützung der Archivakten in ausgedehnter Weise gestattet, dann der neuernannte Kardinal Hergenröther zum Archivpräfekten ernannt und endlich das Vatikanische Archiv allen Forschern eröffnet wurde. Aus Dankbarkeit widmete Pastor den ersten Band seiner Papstgeschichte ‚Leo XIII., dem Eröffner des päpstlichen Geheimarchivs'.

Leo XIII. bewahrte dem Forscher fortan sein hohes Wohlwollen. Unter den vielen Audienzen, die er ihm gewährte, dürfte eine der bemerkenswertesten die vom 24. Februar 1884 gewesen sein, in der die Rede auf das Vatikanische Archiv kam und der Papst die berühmt gewordenen Worte sprach: ‚Wir haben keine Furcht vor der Veröffentlichung der Dokumente; denn jeder Papst hat, der eine mehr, der andere weniger, und oft unter den schwierigsten Umständen, für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden gewirkt, und diese Wirksamkeit erstreckte sich auf alle Völker. Denn die Kirche ist die gemeinsame Mutter aller Nationen; allen spendet sie ihre Segnungen, den Italienern und den Österreichern, den Deutschen und den Franzosen, dem Abendland und dem Morgenland. Und diese Bestrebungen sind zum Heile der Völker nicht ohne Erfolge geblieben. Das zeigt sich jetzt gerade im Osten, von wo Wir vortreffliche Nachrichten über Bulgarien, Rumänien und die benachbarten Länder erhalten haben, die sich wieder der Kirche nähern und zur Mutter zurückkehren, die ihnen

einstens so reichliche Segnungen gespendet hat. Arbeiten Sie mit Mut und Ausdauer, frisch und freudig, nicht sowohl um irdischen Lohn und menschliche Ehre, sondern vor allem aus Liebe zu Gott, zu seiner Verherrlichung, für ihn, der Ihre Arbeiten mit himmlischem und ewigem Lohne vergelten wird.' Die Weitherzigkeit, mit der Leo XIII. die Schätze seines Geheim-Archivs öffnete, verschaffte den Arbeiten Pastors den ersten großen Vorsprung vor seinen Vorgängern auf dem Gebiete der Papstforschung, gegenüber L. v. Ranke, J. Burckhardt, Voigt, Gregorovius, Creighton, und auch vor Reumont, denen für die Abfassung ihrer Werke diese wertvollen Bestände nicht zugänglich waren. Die elementare Umstellung der Geschichtsauffassung vor allem über die Renaissancezeit, welche die gelehrte Welt der hohen Liberalität und Klugheit Leos XIII. verdankt, anerkannte der sechsundsiebzigjährige Jakob Burckhardt bei einer Begegnung mit Pastor im März 1894, als er sich über die ‚Papstgeschichte' also aussprach: ‚Sie haben aber im 15. Jahrhundert tüchtig aufgeräumt und die Geschichte der Renaissancezeit unendlich aufgehellt. An archivalische Forschungen in dem Umfang, wie Sie sie anstellten, konnte ich zu meiner Zeit nicht denken.' Tatsache ist, daß ein allseitiges, gerechtes Bild der Renaissance nur bei Pastor zu finden ist.

Pastors damaliger Aufenthalt in Italien hatte ihn außerdem zu archivalischen Studien nach Neapel, nach Florenz und Mailand geführt. Im Sommer des Jahres 1879 noch erschien seine Arbeit über ‚die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V., aus den Quellen dargestellt' (Freiburg, Herder). Das Werk erregte Aufsehen unter den Fachgelehrten und errang eine sehr günstige Kritik. Auch die protestantischen Beurteiler erkannten die Wahrheitsliebe und geschichtliche Treue, die lobenswerte Ruhe seiner Darstellung vom katholischen Standpunkt aus (Jahresbericht für Geschichtswissenschaft, Berlin 1879 u. a.) an, Vorzüge, die Pastors Arbeiten seitdem besonders auszeichnen. Den Winter brachte er teils in Frankfurt, teils in Innsbruck zu.

Pastor trat nunmehr in die akademische Lehrtätigkeit ein. Es war für ihn keine leichte Entscheidung, als er sich Innsbruck zur Habilitation als Privatdozent auserkor. Aber wohin sonst sich wenden? Die Wogen des Kulturkampfes gingen hoch und rissen manchen strebsamen Gelehrten für ganz oder zeitweise aus einer eben erhofften sichern Position heraus. So erschienen dem entschiedenen Katholiken die Aussichten im Reichsgebiet nicht gerade verlockend. Das Schicksal des Freiherrn v. Hertling in Bonn mußte ihn warnen. Der reichsdeutschen Hochschulwissenschaft ging er damit verloren. Aber auch im ‚katholischen' Österreich fehlte es Pastor nicht an großen Schwierigkeiten. Bei seiner Habilitation im Februar 1880 bestand er das Examen glänzend, und auch sein Probevortrag fand solchen Beifall, daß der hochliberale Professor Busson sagte, es sei der beste Vortrag eines Privatdozenten gewesen, den er je gehört habe. Allein infolge des durch und durch liberalen Geistes, der unter dem Ministerium Stremayr in Wien herrschte, erfolgte seine Bestätigung, die sonst in sechs Wochen zu erlangen war, lange Zeit nicht. Dieses Mißgeschick empfand sein Freund, der Maler Steinle, sehr hart, der als begeisterter Österreicher hoch erfreut war über Pastors Entschluß, nach Innsbruck zu gehen. Steinle ließ durch eine angesehene Persönlichkeit im Ministerium nachfragen, woselbst man erklärte, die betreffenden Akten seien ‚verlegt' worden! Endlich im Januar 1881 erfolgte die Bestätigung, und Pastor konnte dann zu Ostern nach Innsbruck übersiedeln, nicht ahnend, welche Schwierigkeiten ihn weiterhin dort erwarten sollten. Hatte er gehofft, an dem ihm befreundeten, mit einer Frankfurter Brentano verheirateten Professor Stumpf in Innsbruck eine Stütze zu finden, so nahm ihm der im Januar 1882 erfolgte plötzliche Tod Stumpfs diese Hilfe. Er stand nunmehr den beiden liberalen Historikern Busson und Alfons Huber gegenüber. Des letzteren ‚maßvolle' Gesinnung war aus einem Ausspruch bekannt, den er dem gut katholischen Dr. Hirn gegenüber tat: er könne eine ganze Bibliothek schreiben, er werde doch nicht als Dozent zugelassen werden. Und Busson erklärte Pastor nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner

Papstgeschichte, er könne noch zwölf solcher Bände verfassen, es werde ihm trotzdem nicht gelingen, zum Professor vorgeschlagen zu werden, wenn er seine katholische Richtung nicht ändere. Und doch hatte der gleiche Busson andern Fachgenossen gegenüber den Band als eine glänzende Leistung bezeichnet! Pastor befand sich in keiner beneidenswerten Lage. Er wandte sich an Hofrat Ficker, der zwar keineswegs der ausgesprochen katholischen Richtung angehörte, aber doch eine große Unparteilichkeit zeigte und in anerkennenswerter Weise jede ehrliche Arbeit förderte. Ficker gab ihm den Rat, sich an seine Wiener Freunde zu wenden und sie von der Lage in Innsbruck zu unterrichten. Von dort kam Hilfe. Der einflußreiche und mit hochstehenden Persönlichkeiten vertraute Freiherr Max v. Gagern ruhte nicht, bis Pastor Ordinarius war. Gagern und auch Erzherzog Karl Ludwig, dessen Sohn Franz Ferdinand sich später besonders für die Arbeiten Pastors eifrig interessierte und der ihm wiederholt Beweise seiner Gewogenheit gab, bemühten sich, Pastor nach Wien zu bringen. Es gelang nicht. Zum Glück! Denn Rom war und ist der geeignetste Platz für Pastors Lebensarbeit. Eine Wiener Stellung hätte ihm aber die Teilung seiner Arbeitskraft nicht möglich gemacht. So wurde Pastor 1886 außerordentlicher und im Jahre darauf ordentlicher Professor der allgemeinen Geschichte an der Innsbrucker Universität, später auch Leiter des historischen Seminars, Mitglied der Prüfungskommission für Gymnasiallehrer usw. 1899 wurde er zum k. k. Hofrat ernannt, 1901 zum Direktor des österreichischen Historischen Instituts in Rom, und 1908 mit dem Prädikat Edler von Camperfelden in den erblichen Adelsstand erhoben.

Über die reiche Tätigkeit Pastors als Organisator und Leiter der geschichtlichen Forscherschule in Rom, des österreichischen Historischen Instituts, worin er Nachfolger des berühmten Diplomatikers Theodor v. Sickel wurde, hat ein früheres Mitglied des Instituts, Professor Dengel (Innsbruck), in einer Festschrift zum sechzigsten Geburtstag Pastors ausführlich und trefflich berichtet. (Das österreichische Historische Institut in Rom 1901—1913. Wien und Freiburg 1914, Herder.) Als diese Schrift erschien, ahnte niemand,

daß die vielversprechende Entwicklung des römischen Instituts jäh unterbrochen werden sollte. Leider hat der Ausbruch des Krieges auch dem römischen Aufenthalt und der mannigfachen dortigen Wirksamkeit Pastors zunächst ein Ende gemacht.

Noch im Juni 1914 befand sich Pastor in Wien und stellte den Arbeitsplan des Instituts für das folgende Jahr fest. Darunter befand sich eine große Publikation über die Geschichte des römischen Barock. Der Weltkrieg vereitelte alle diese Pläne. Die beiden Kunsthistoriker des Instituts, Pollak und Sobotka, die hauptsächlichsten Mitarbeiter an der genannten Arbeit, fielen im Felde. Auch Pastor selbst wurde vom Kriege betroffen, indem sein ältester Sohn zweimal schwer verwundet wurde. Im Januar 1915 begab sich Pastor nochmals nach Rom, um das Institut zu sichern und seine eigenen Manuskripte nach Innsbruck zu überführen. Dieser Entschluß bedeutete eine glückliche Fügung. Denn nur so konnte er während des Krieges in Innsbruck eifrig an der Weiterführung seiner Papstgeschichte arbeiten. Daneben fand er noch Zeit für die Biographien der beiden großen Heerführer Franz Conrad v. Hötzendorf und Viktor v. Dankl. Mitten im Krieg, im August 1916, überraschte ihn eine hohe Ehrung seines Kaisers, die Verleihung des erblichen Freiherrnstandes. Diese Auszeichnung des verdienten Gelehrten erfolgte noch durch Kaiser Franz Joseph; die Urkunde selbst ist von dem neuen Kaiser Karl ausgestellt.

Solange der Krieg dauerte, lag Pastor in Innsbruck seinen gelehrten Arbeiten ob. Den Aufenthalt in der Innstadt unterbrachen zwei Reisen nach Südtirol, wo sein ältester Sohn an der Front gegen Italien stand. Lichtblicke waren für den Vater das Doktorat seines zweiten Sohnes und die Hochzeit seiner Tochter Maria mit dem Ingenieur Dr. Erich v. Posch. Auch manch harten Verlust brachten ihm die Kriegsjahre. Fast gleichzeitig, im Monat März 1917, starben sein einstiger Schüler und langjähriger Freund und Amtsgenosse Emil Michael S. J. und kurz darauf der Militäroberpfarrer Heinrich Koch. Pastor befand sich damals eben zur Kur in Nauheim. So konnte er sich nach Frankfurt begeben, um diesem edlen Priester, mit dem ihn eine fünfzig-

jährige Freundschaft verband, noch die letzten Stunden zu erleichtern. Pastor widmete ihm einen tiefempfundenen Nachruf in der ‚Kölnischen Volkszeitung'.

Das Ende des unglücklichen Krieges erlebte Pastor in Innsbruck. Diese Tage und Wochen waren für die Hauptstadt Tirols besonders schwer. Zu der Not an Lebensmitteln gesellte sich die Gefahr, daß die zurückflutenden Trümmer der aufgelösten Armee sich plündernd über die Stadt ergößen. Es folgte die Besetzung Innsbrucks durch italienische Truppen. Eine Anzahl von Offizieren, die Pastor aus seiner römischen Tätigkeit kannten oder seine Papstgeschichte gelesen hatten, besuchten ihn. Sie bezeigten dem Gelehrten hohe Verehrung. Mit besonderer Anerkennung sprach er von einem jungen Mantuaner namens Rizzati, der später im Juni 1920 in Albanien fiel. Auch den politischen Umsturz erlebte Pastor in Innsbruck. Der Zerfall der Donaumonarchie überraschte den politisch Weitsichtigen nicht. Bereits bei dem Tode des Kronprinzen Rudolf hatte Pastor vorausgesagt, daß, wenn nicht eine Wendung erfolge, das Schlimmste zu befürchten sei. Eine solche Wendung der politischen Verhältnisse Österreichs erhoffte er von Franz Ferdinand, mit dem ihn nahe persönliche Beziehungen verbanden. Nach dessen Ermordung gab er alle Hoffnung auf.

So bedeutete es ein wahres Glück, daß Pastor seine umfangreichen Vorbereitungen zur Fortsetzung seiner Papstgeschichte schon so weit gefördert hatte, daß auch diese elementaren Hemmnisse den Weitergang seines Lebenswerkes nicht wesentlich zu stören vermochten. Fünf Jahre lang war er neben einigen Vorlesungen an der Universität vom Morgen bis zum Abend mit der Arbeit an seiner Papstgeschichte beschäftigt, von der er vier Bände völlig druckfertig herstellte. Nunmehr war aber das von Rom mitgebrachte archivalische Material erschöpft. Pastor überlegte hin und her, wie es ihm möglich sein werde, nach Rom zu kommen. Es wollte sich kein Weg zeigen. Da führte ihn die Hand der Vorsehung, die ihn so oft in seinem Leben gnädig geleitet hatte, plötzlich wieder nach der Ewigen Stadt. Diesmal kehrte er dorthin nicht als Direktor

des österreichischen Historischen Instituts, sondern als diplomatischer Vertreter Österreichs beim Heiligen Stuhl zurück. Um diesen höchst verantwortungsvollen Auftrag hatten sich nicht wenige beworben. Freunde hatten Pastor aufgefordert, sich ebenfalls zu bewerben. Er lehnte es ab; er sei Historiker, nicht Diplomat. Da kam Anfang 1920 von Wien aus die Anfrage, ob er die Sendung übernehmen wolle. Der christlich-soziale Abgeordnete Michael Mayr, der Schöpfer der neuen Verfassung Österreichs, hatte die Aufmerksamkeit der Verantwortlichen auf Pastor als den geeignetsten Kandidaten gelenkt.

Seine Vertrautheit mit den römischen Kreisen und Verhältnissen, vor allem seine nahen Beziehungen zur Kurie und im besondern zum regierenden Papst Benedikt XV., der seit vielen Jahren als Unterstaatssekretär und Mitarbeiter des Kardinals Rampolla ein besonderer Gönner Pastors war, machten ihn in der Tat zum geeignetsten Vertreter Österreichs beim Vatikan; dazu empfahlen ihn seine genaue Kenntnis der Kurie und das große Vertrauen, das er dort genoß, denn das befähigte ihn für die Behandlung schwieriger diplomatischer Dinge ganz besonders. Schon vor seiner Ernennung zum Gesandten war Pastor von Papst Pius X. bei manchen wichtigen Gelegenheiten zu Rate gezogen worden. Pastor sah in der Anfrage einen Wink der Vorsehung und begab sich nach Wien, wo eine Einigung rasch erfolgte. Anfang März 1920 ging er zunächst als Geschäftsträger Österreichs nach Rom; dort nahm man ihn mit offenen Armen auf. Benedikt XV. begrüßte ihn als einen alten Bekannten. Mit überraschender Schnelligkeit konnte er sich in seine neue Stellung einleben. Schon im April löste er eine schwierige diplomatische Aufgabe. Der sozialdemokratische Bundeskanzler Dr. Renner kam damals nach Rom. Pastor hatte den Besuch desselben im Vatikan vorzubereiten und diente, da Renner weder französisch noch italienisch sprach, in der Audienz beim Papst und Kardinalstaatssekretär als Dolmetscher. Im März 1921 erfolgte die Ernennung Pastors zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister. Bei der Überreichung des Beglaubigungsschreibens ereignete sich ein

Zwischenfall. Pastor hatte die übliche Ansprache an den Papst vorschriftsmäßig schriftlich eingereicht, erklärte aber zum Entsetzen des Zeremonienmeisters, er werde sie nicht wie die übrigen Diplomaten ablesen, sondern als alter Professor frei sprechen. Benedikt XV. hatte hieran eine große Freude. Der Papst schenkte Pastor sein besonderes Vertrauen und legte großen Wert darauf, daß der Geschichtschreiber der Päpste sich im diplomatischen Korps befinde. Auch Kardinal Gasparri und seine Mitarbeiter Cerretti und Tedeschini kamen Pastor auf jede Weise entgegen. Nach dem Tode Benedikts XV. war es für Pastor als Historiker sehr wertvoll, ein Konklave in der bevorzugten Stellung eines Diplomaten erleben zu können. Der Papst, der aus demselben hervorging, war Pastor als Gelehrter seit mehr als zwanzig Jahren persönlich bekannt. Die persönlichen Beziehungen zu Pius XI. und die besondere Klugheit des österreichischen Vertreters beim Vatikan haben seitdem dem neuen Staatswesen und seinem derzeitigen Bundeskanzler Dr. Seipel viele wertvollen Dienste in Rom geleistet. Die diplomatische Bedeutung Pastors wird in Wien allgemein anerkannt. Ein politisches Organ beklagt es als eine recht traurige Tatsache, daß die österreichische Diplomatie nur recht wenige Männer von dem Einfluß und der hohen Intelligenz eines Pastor besitzt. Ja das ‚Neue Wiener Journal' (vom 28. September 1922) erklärt ihn für ‚die prominenteste Persönlichkeit der österreichischen Diplomatie'.

So wirkt Pastor in den gleichen Räumen der Via della Croce wie in der Vorkriegszeit, im alten Istituto austriaco di studi storici. Diese vordem blühende Pflanzschule hat ihren wissenschaftlichen Charakter freilich vorerst aufgeben und ihre Räume der Gesandtschaft der österreichischen Republik beim Vatikan überlassen müssen. Dem einstigen Führer dieses segens- und erfolgreichen Geistesinstituts, dem Träger seiner langen häuslichen Überlieferung ist aber durch die Übernahme des neuen Berufes die glückliche Fügung geworden, in den liebgewonnenen Räumen, zwischen den Regalen und Bücherreihen, nunmehr als Politiker und Diplomat seinem Vaterland und als Gelehrter und Forscher von Weltruf auch fürderhin der Kirche und der Wissenschaft zu

dienen. Daß er beiden Aufgaben wohl gerecht zu werden vermag, beweist das glückliche Erscheinen des siebten und achten Bandes der Papstgeschichte 1920 und des neunten Bandes (Gregor XIII.) zu Neujahr 1923, den er Pius XI. widmete. Dem opfersinnigen Verlag sei's gedankt, daß er wiederum in altgewohntem, trefflichem Gewand erscheinen konnte.

Es liegt gewiß nicht in der bescheidenen Art Pastors, wenn wir in dem schlichten Gedenkblatt, das wir ihm zu seinem siebzigsten Geburtstag widmen, auch auszugsweise der öffentlichen Anerkennungen gedenken, die dem Gelehrten von Weltruf von allen Seiten zuteil geworden sind. Er möge es geduldig hinnehmen, denn die Ehren gelten dem katholischen Forscher und Geschichtschreiber.

Die lange Reihe der Ehrungen und Auszeichnungen, die als äußere Anerkennung der Verdienste des Altmeisters der Papstgeschichte zugleich deutliche Kunde von der wirklichen Wertschätzung seiner Lebensarbeit in der wissenschaftlichen Welt geben, können wir hier nicht vollständig anführen[1]. Genannt seien die Mitgliedschaft der Akademien der Wissenschaft zu Agram, Budapest, Krakau, München, Prag, Wien, der Pariser ‚Académie des Inscriptions et Belles Lettres', der historisch-literarischen Gesellschaft ‚Società Colombaria' in Florenz, der ‚Accademia di religione cattolica' und der ‚Arcadia' in Rom, der belgischen ‚Académie Royale d'Archéologie', der römischen ‚Academia XXIV immortalium virorum', die Ehrenmitgliedschaft der römischen Akademie ‚S. Luca' und der ‚Insigne artistica congregazione dei Virtuosi al Panteon' in Rom, der ‚Reale Deputazione Veneta di storia patria', der ‚Reale Società di storia patria per l'Umbria', sodann der ‚American Catholic Historical Society', die Zugehörigkeit zum Beirat der Görres-Gesellschaft und zum Vorstand der Wiener Leo-Gesellschaft. Alle diese erschöpfen die Reihe der Gelehrtenehrungen nicht. Schon 1903 war Pastor auf dem internationalen Historikerkongreß in Rom einer seiner Vizepräsidenten. Pastor ist außerdem philosophischer Ehrendoktor der Universität Löwen und theologischer Ehrendoktor der Universitäten Breslau und Innsbruck.

[1] Die vollständige Liste ist im Verzeichnis der Lehrer und Behörden der Universität Innsbruck abgedruckt.

Von den Auszeichnungen, die dem Gelehrten die Regierungen der Länder und der päpstlichen Kurie verliehen, seien nur wenige genannt: Pastor ist seit langem Inhaber des k. und k. österreichisch-ungarischen Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft, das dem preußischen ‚Pour le mérite' entspricht, Komtur des Franz-Joseph-Ordens, Kommandeur des päpstlichen Ordens Gregors des Großen mit dem Stern, des Silvesterordens, Ritter des Piusordens und der nach dem Christusorden höchsten päpstlichen Auszeichnung, des Ordens vom goldenen Sporn, den als besondere Anerkennung für außerordentliche Verdienste nur sieben Auserwählte besitzen, des königlich italienischen Mauritius- und Lazarusordens, des bayrischen Verdienstordens vom hl. Michael II. Klasse usw.

Eine weit größere und wirksamere Ehrung hat sich der heute gefeierte Weltgelehrte durch seine Werke, eine fast übermenschliche literarische Lebensarbeit, selbst geschaffen. Seine Bücher durcheilen seit manchen Jahrzehnten, teilweise in die verschiedenen Fremdsprachen übersetzt, den Erdkreis. Jede Neuerscheinung, vor allem jeder neue Papstband, bildet ein Ereignis für die gesamte Wissenschaft.

Die Titel der Werke Freiherr v. Pastors sind am Schluß dieses Buches in vollständiger Folge aufgeführt. Neben der mühevollen Neubearbeitung von Janssens ‚Deutscher Geschichte' sei besonders hingewiesen auf die trefflichen Biographien von Janssen, August Reichensperger und Max v. Gagern und auf die kulturgeschichtlich so außerordentlich wichtige Reisebeschreibung des Kardinals Luigi d'Aragona vom Jahre 1517/1518.

Auch der Gattin, der treuen Lebens- und Arbeitsgefährtin, sei in allen Ehren gedacht! Pastor holte sich seine Frau 1882 aus dem Hause des Bonner Oberbürgermeisters Leopold Kaufmann, Konstanze, die einzige Tochter, welche den Gelehrten durch Übernahme aller Sorgen des Hauses getreulich unterstützte und mit seltenem Verständnis die treueste Gehilfin bei seinen Arbeiten bis heute blieb. Ihr zu Ehren soll nicht vergessen werden, was vor Jahren der Münchener Stadtpfarrer Prälat Dr. Huhn in der Beilage zur ‚Augsburger Postzeitung' (Nr. 60, S. 418, vom

23. Oktober 1897) über sie schrieb. Als man Pastor fälschlich, wie übrigens öfters, für einen Historiker geistlichen Standes erklärte, führte Dr. Huhn berichtigend aus: ‚Zum geistlichen Stande hatte Pastor keinen Beruf gefühlt, und damit nicht später ein solcher Beruf in ihm erwachen könnte, hat er sich rechtzeitig eine Frau geholt, jene berühmte Konstanze, die als einzige Tochter des Oberbürgermeisters von Bonn es meisterhaft verstanden hat, ihre schwesterlichen Rechte sieben Brüdern gegenüber stets siegreich zu verteidigen, und die dann, namentlich als die häuslichen Sorgen noch nicht allzu groß waren, an dem Triumph des Historikers nicht ganz unbeteiligt war. Wenn sie auch nicht an der Abfassung seiner Werke beteiligt war, so war sie doch bei der Herausgabe derselben nicht ohne Einfluß; um so mehr, als sie durch die vorausgegangene Herzenskorrespondenz gelernt hatte, die wunderbar rätselhafte und bodenlos schlechte Handschrift des gelehrten Professors mit einiger Leichtigkeit zu entziffern.‘ Gott erhalte dem Gelehrten die treue Gefährtin und der Gattin und Familie den teuren Vater!

Mögen die politischen Geschäfte des Diplomaten dem Geschichtschreiber auch fürderhin so viel Kraft und Stimmung gönnen, daß das monumentale Werk dieses ungewöhnlich reichen, offensichtlich besonders gesegneten Lebens nach den eigensten Wünschen seines Trägers und nach den herzlichen Bitten der vielen Tausende seiner treuen Gemeinde in der weiten Gotteswelt zur vollen glücklichen Ernte gedeihe. Dann wird das Urteil, welches der päpstliche Grabredner Stefano Tucci über das Leben und die Persönlichkeit Gregors XIII. fällte, auch auf das Leben des Geschichtschreibers der Päpste zutreffen: ‚Es war köstlich, weil reich an Mühen und Arbeit.‘

Dieses einmütige Flehen zu dem Herrn über Gesundheit und Gedeihen um reichsten Segen, um Erhaltung dieses köstlichen Lebens bis an die fernsten Grenzen menschlicher Kraft sei der wirksamste Dank und der ehrfurchtsvollste Gruß an den katholischen Forscher und Großmeister moderner Geschichtschreibung zum Abschluß seines siebzigsten Lebensjahres.

VERZEICHNIS DER SCHRIFTEN LUDWIG VON PASTORS[1]

Die kirchlichen Reunionsbestrebungen während der Regierung Karls V. Aus den Quellen dargestellt. gr. 8° (XVI u. 508) Freiburg i. B. 1879, Herder.

Die Korrespondenz des Kardinals Contarini während seiner deutschen Legation 1541. gr. 8° (100) Münster 1880, Theissing.

Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des Päpstlichen Geheim-Archivs und vieler anderer Archive bearbeitet. gr. 8°. Freiburg i. Br. 1886 ff., Herder. — Bd. 1—3: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance. Bd. 4—5: Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance und der Glaubensspaltung. Bd. 6 ff.: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration.

Bd. 1: Martin V., Eugen IV., Nikolaus V., Calixtus III. (1417—1458). 1. Aufl. 1886, 2. Aufl. 1891, 3. u. 4. Aufl. (LXIV u. 870), 1901, 5. bis 7., neubearbeitete Aufl. im Druck.

Bd. 2: Pius II., Paul II., Sixtus IV. (1458—1484). 1. Aufl. 1889, 2. Aufl. 1894, 3. u. 4. Aufl. (LX u. 816), 1904. Unveränderter Neudruck 1923.

[1] Hier sind nur die selbständig erschienenen Veröffentlichungen berücksichtigt. Größere und kleinere wissenschaftliche Beiträge und Rezensionen lieferte v. Pastor in der Zeit von 1875 ab für folgende Sammelwerke, Zeitschriften und Blätter:

Allgemeine deutsche Biographie; Staatslexikon der Görres-Gesellschaft; Freiburger Kirchenlexikon; Encyclopaedia Britannica; Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein; Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft; Quiddes Zeitschrift für Geschichtswissenschaft; Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung; Zeitschrift für katholische Theologie; Theologische Revue; Revue des questions historiques; Történelmi Tár; Literarische Rundschau; Österreichisches Literarisches Zentralblatt; Allgemeines Literaturblatt der Leo-Gesellschaft; Literarischer Handweiser; Literarischer

Bd. 3: Innozenz VIII., Alexander VI., Pius III., Julius II. (1484—1513). 1. u. 2. Aufl. 1895, 3. u. 4. Aufl. (LXX u. 956), 1899; 5.—7., völlig umgearbeitete Aufl. im Druck.

Bd. 4, 1. Abt.: Leo X. (1513—1521); 2. Abt.: Adrian VI. und Klemens VII. (1522—1534). 1.—4. Aufl. (XVIII u. 610; XLVIII u. 800), 1906 u. 1907. Unveränderter Neudruck 1923.

Bd. 5: Paul III. (1534—1549). 1.—4. Aufl. (XLIV u. 892), 1909. Unveränderter Neudruck 1923.

Bd. 6: Julius III., Marcellus II., Paul IV. (1550—1559). 1.—4. Aufl. (XL u. 724), 1913. Unveränderter Neudruck 1923.

Bd. 7: Pius IV. (1559—1565). 1.—4. Aufl. (XL u. 706), 1920. Unveränderter Neudruck 1923.

Bd. 8: Pius V. (1566—1572). 1.—4. Aufl. (XXXVI u. 676), 1920. Unveränderter Neudruck 1923.

Bd. 9: Gregor XIII. (1572—1585). 1.—4. Aufl. (XLVI u. 934), 1923.

Bd. 10 (Sixtus V., Urban VII., Gregor XIV., Innozenz IX.) liegt im Manuskript vor.

Zur Beurteilung Savonarolas († 1498). Kritische Streifzüge. 8^0 (IV u. 80) Freiburg i. Br. 1898, Herder.

Ungedruckte Akten zur Geschichte der Päpste vornehmlich im 15., 16. und 17. Jahrhundert (Acta inedita historiam Pontificum Romanorum praesertim saec. XV, XVI et XVII illustrantia). I. Bd.: 1376—1464. Mit Unterstützung der Administration des Dr. Johann Friedrich Böhmerschen Nachlasses. gr. 8^0 (XX u. 348) Freiburg i. Br. 1904, Herder.

Anzeiger für das katholische Österreich; Historisch-politische Blätter; Mainzer „Katholik"; Donauwörther Literaturblatt für katholische Erzieher; Monatsschrift „Hochland"; Der Aar; Kausens „Allgemeine Rundschau"; Wissenschaftliche Beilage der „Germania" und der „Kölnischen Volkszeitung"; Wiener „Vaterland"; Alte und Neue Welt; Regensburger „Hausschatz"; Wiener „Reichspost".

Außerdem ist v. Pastor Herausgeber der „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes", von denen seit 1900 neun Bände, und der „Publikationen des Österreichischen Historischen Instituts in Rom", von denen seit 1910 zwei Bände erschienen sind. Von 1891 bis 1901 war v. Pastor Mitherausgeber des „Historischen Jahrbuchs" der Görres-Gesellschaft.

Die Reise des Kardinals Luigi d'Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien 1517 bis 1518, beschrieben von Antonio de Beatis. Als Beitrag zur Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters veröffentlicht und erläutert von L. Pastor. 8° (XII u. 186) Freiburg i. Br. 1905, Herder.

Le biblioteche private e specialmente quelle delle famiglie principesche di Roma. gr. 8° (10) Roma 1906, Tipografia della R. Accademia dei Lincei.

Allgemeine Dekrete der Römischen Inquisition aus den Jahren 1555—1597. Nach dem Notariatsprotokoll des S. Uffizio zum ersten Male veröffentlicht. gr. 8° (72) Freiburg i. Br. 1912, Herder.

Eine ungedruckte Beschreibung der Reichsstadt Aachen aus dem Jahre 1561, verfaßt von dem Italiener Fulgenzio Ruggieri, herausgeg. von Ludwig v. Pastor. gr. 8° (14) Aachen 1914 (Festgabe zur Karlsfeier).

Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance. Mit 102 Abbildungen und 1 Plan. 1.—3. Aufl. 8° (XX u. 136) Freiburg i. Br. 1916, Herder.

Johannes Janssen. 1829—1891. Ein Lebensbild, vornehmlich nach ungedruckten Briefen und Tagebüchern desselben entworfen. gr. 8° (VIII u. 152) Freiburg i. Br. 1892, Herder; neue Aufl. 1894.

August Reichensperger. 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiete der Politik, der Kunst und Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt. 2 Bde. gr. 8° (XXVI u. 606; XVI u. 496) Freiburg i. Br. 1899, Herder.

Leben des Freiherrn Max von Gagern. 1810—1889. Ein Beitrag zur politischen und kirchlichen Geschichte des 19. Jahrhunderts, größtenteils nach ungedruckten Quellen bearbeitet. gr. 8° (XVI u. 500) Kempten u. München 1912, Kösel.

Conrad von Hötzendorf. Ein Lebensbild, nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen entworfen. Mit Conrads Bildnis und Schriftprobe. 1.—10. und 11.—15. Tausend. 8° (XII u. 104) Freiburg i. Br. 1916, Herder.

Generaloberst Viktor Dankl, der Sieger von Krasnik und Verteidiger Tirols. Beiträge zur Kenntnis seiner Persönlichkeit. Mit Dankls Bildnis und Schriftprobe. 1.—5. Tausend. 8° (VIII u. 78) Freiburg i. Br. 1916, Herder.

Stiftspropst Dr. Franz Kaufmann. 1862—1920. Ein Lebensbild, vornehmlich nach seinen Briefen entworfen. Mit einem Bildnis. 8° (IV u. 78) Freiburg i. Br. 1921, Herder.

Ergänzung und Neuauflagen von

Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. gr. 8°. Freiburg i. Br. 1893 ff., Herder.

Bd. 1: Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters. 17. u. 18. Aufl. 1897, 19. u. 20. Aufl. (LX u. 838) 1913.

Bd. 2: Vom Beginn der politisch-kirchlichen Revolution bis zum Ausgang der sozialen Revolution von 1525. 17. u. 18. Aufl. 1897, 19. u. 20. Aufl. (XL u. 726) 1915.

Bd. 3: Die politisch-kirchliche Revolution der Fürsten und Städte und ihre Folgen für Volk und Reich bis zum sog. Augsburger Religionsfrieden von 1555. 17. u. 18. Aufl. 1899, 19. u. 20. Aufl. (LIV u. 942) 1917.

Bd. 4: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit dem sog. Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 bis zur Verkündigung der Konkordienformel im Jahre 1580. 15. u. 16. Aufl. (XXXVI u. 560) 1896.

Bd. 5: Die politisch-kirchliche Revolution und ihre Bekämpfung seit der Verkündigung der Konkordienformel im Jahre 1580 bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618. 13. u. 14. Aufl. 1893, 15. u. 16. Aufl. (XLVIII u. 778) 1902.

Bd. 6: Kunst und Volksliteratur bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1618. 13. u. 14. Aufl. 1893, 15. u. 16. Aufl. (XXXVIII u. 580) 1901.

Bd. 7: Schulen und Universitäten, Wissenschaft und Bildung bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Ergänzt und herausgegeben. 1.—12. Aufl. 1893, 13. u. 14. Aufl. (LIV u. 766) 1904.

Bd. 8: Volkswirtschaftliche, gesellschaftliche und religiös-sittliche Zustände. Hexenwesen und Hexenverfolgung bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Ergänzt und herausgegeben. 1.—12. Aufl. 1894, 13. u. 14. Aufl. (LVI u. 778) 1903.

Johannes Janssen, Ein zweites Wort an meine Kritiker. Nebst Ergänzungen und Erläuterungen zu den drei ersten Bänden meiner Geschichte des deutschen Volkes. Neue Auflage. (17. u. 18. Tausend.) gr. 8° (VIII u. 146) Freiburg i. Br. 1895, Herder.

Johannes Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Sein Entwicklungsgang und sein Wirken im Geiste der Kirche. 4. Aufl. gr. 8° (XVI u. 512) Freiburg i. Br. 1910, Herder.

Johannes Janssens Briefe. 2 Bde. 8°. Bd. 1: 1847—1873. Mit einem Bildnis von Johannes Janssen. (LX u. 442) Bd. 2: 1874—1891. (XXXVI u. 336) Freiburg i. Br. 1920, Herder.

ÜBERSETZUNGEN VON WERKEN LUDWIG v. PASTORS IN FREMDE SPRACHEN.

Französische Übersetzung der Geschichte der Päpste:

Histoire des Papes depuis la fin du Moyen Age. Ouvrage écrit d'après un grand nombre de documents inédits, extraits des Archives secrètes du Vatican et autres. Traduit de l'allemand par Furcy Raynaud et Alfred Poizat. 8°. Paris 1888 ff., Plon, Nourrit & Cie.

Bis jetzt sind 10 Bände (Bd. 1—5 der deutschen Ausgabe) erschienen. Bd. 1 u. 2: 1888; 3 u. 4: 1892; 5 u. 6: 1898; 7 u. 8: 1909; 9 u. 10: 1913.

Italienische Übersetzung der Geschichte der Päpste (zweifach):

a) **Storia dei Papi** dalla fine del Medio Evo. Con l'aiuto dell'Archivio segreto Pontificio e di molti altri Archivi. Traduzione italiana del sac. Clemente Benetti. gr. 8°. Trento 1890—1896, Tip. ed. Artigianelli.

Hiervon erschienen 3 Bände (Bd. 1—3 der deutschen Ausgabe, 1. u. 2. Aufl.). Bd. 1: 1890; Bd. 2: 1891; Bd. 3: 1896.

b) **Storia dei Papi** dalla fine del Medio Evo, compilata coll' aiuto dell' Archivio segreto Pontificio e di molti altri Archivi. Nuova traduzione italiana del Rev. Prof. Angelo Mercati sulla quarta edizione originale. gr. 8°. Roma 1908 ff., Desclée & Cie.

Davon sind bis jetzt erschienen: Bd. 4, 1. Abt.: 1908; Bd. 1: 1910; Bd. 2: 1911; Bd. 3: 1912; Bd. 4, 2. Abt.: 1912; Bd. 5: 1914; Bd. 6: 1922; Bd. 7: 1923.

Englische Übersetzung der Geschichte der Päpste:

The History of the Popes from the close of the Middle Ages. Drawn from the secret Archives of the Vatican and other original sources. 8°. London 1891 ff., Kegan Paul, Trench, Trübner & Cie.

Bis jetzt sind 14 Bände (Bd. 1—6 der deutschen Ausgabe) erschienen, und zwar wurden die ersten 6 Bände von P. Frederick Ignatius Antrobus, die folgenden von Francis Ralph Kerr übersetzt. Bd. 1 u. 2: 1891; 3 u. 4: 1894; 5 u. 6: 1898; 7 u. 8: 1908; 9 u. 10: 1910; 11 u. 12: 1912; 13 u. 14: 1923.

Spanische Übersetzung der Geschichte der Päpste:

Historia de los Papas desde fines de la Edad Media, compuesta utilizando el Archivo secreto Pontificio y otros muchos archivos. Versión de la cuarta edición alemana por el R. P. Ramón Ruiz Amado. gr. 8°. Barcelona 1910 ff., Gustavo Gili, Editor.

Bis jetzt sind 12 Bände (Bd. 1—5 der deutschen Ausgabe) erschienen. Bd. 1—4: 1910; Bd. 5—12: 1911.

Übersetzungen einzelner Abschnitte aus der Geschichte der Päpste. — Aus Bd. 4, 2. Abt., S. 1—157:

De Nederlandsche Paus Adriaan VI. Bewerkt door D. Huurdeman, R. K. Pr. 8° (159) Amsterdam 1908, E. v. d. Vecht.

Aus dem 2. Bd. (3. u. 4. Aufl.):

Gli affreschi nella Cappella Sistina. gr. 8° (20) Firenze, Rassegna Nazionale 1904.

Aus dem im Manuskript vorliegenden 10. Bd. (übersetzt von Angelo Mercati):

Sisto V il Creatore della Nuova Roma. 4° (VIII u. 54; 32 Tafeln) Roma 1922, Tipogr. Poliglotta Vaticana.

Übersetzungen anderer Werke:

Appunti critici da servire al giudizio di Girolamo Savonarola. Versione del sac. Clemente Benetti. 8° (82) Trento 1898, Tip. ed. Artigianelli.

Contribution à l'histoire de Savonarole. Réponse aux critiques. Traduite de l'allemand par Furcy Raynaud. 8° (130) Paris 1898, P. Lethielleux.

Don Antonio de Beatis, Voyage du Cardinal d'Aragon en Allemagne, Hollande, Belgique, France et Italie (1517 à 1518), avec une introduction et des notes par Madeleine Havard de la Montagne. Préface de Henry Cochin. 8° (XXX u. 327) Paris 1913, Perrin & Cie.